

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 12

Artikel: Unsere Stellung zum sozialen Bürgerkrieg
Autor: Gerwig, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jetzt durchleben, indem sie von einer Diktatur zur andern, von einem Regiment zum andern hin und her gezerzt werden. Wir machen vorläufig als Zuschauer diese Schwankungen mehr oder weniger im Stillen mit und ändern dementsprechend auch etwa Stimmungen und Grundsätze: der Antimilitarist wird Bolschewist und der Nationalist wird plötzlich Pazifist. So macht man unter der Maske des Schlaumeiers die ganze Komödie der Irrungen mit und kommt auf allen Schleich- und Zickzackwegen zu keinem richtigen Ziel; verblendete Führer reißen dabei blinde Massen in's Verderben.

Davor kann uns nur die Ueberzeugung bewahren, daß es letzte und höchste Grundsätze gibt, die von keiner Opportunität und keinem Terror sich wandeln lassen, weil sie verankert ist in einer Herrschaft, die über den wechselnden Gewalten steht, in dem die Gewissen immer wieder ergreifenden Christus, den wir darum den Herrn heißen.

Das ist die einzig wahre Herrschaft, die Diktatur des Geistes, die unser Inneres revolutionierend die Menschheit in geordnete Bahnen bringt.

Aber wo sind die Träger dieser großzügigen schöpferischen Weltpolitik? Wir befinden uns noch in der schwierigen und gefährlichen Uebergangszeit, wir wissen noch nicht recht, was gilt: das alte verbrauchte und doch noch nicht überwundene Gewaltssystem oder das neue aufleuchtende aber noch nicht realisierte Regiment des neuen Geistes. Wir sind in der Lage von Revolutionären, die mit dem Alten brechen und das Neue noch nicht haben. Das große Wagnis wird uns nicht erspart und erfordert von uns einen unerschütterlichen Glauben an das, was kommen soll, und einen ebenso kühnen Mut, alles auf's Spiel zu setzen. Die Zeit der Kämpfe ist nicht vorüber, ja es mögen noch schwerere folgen, da braucht es eine Schar unentwegter, hoffnungsfreudiger Leute, die im Glauben an Christus, den Herrn, stehen und darin bis zum Äußersten verharren.

L. Stückelberger.

Unsere Stellung zum sozialen Bürgerkrieg.¹⁾

I.

Das Problem, über das wir uns heute aussprechen wollen, ist kein durchaus neues. Auch schon vor dem Kriege hat es ernste Christen, die das Evangelium zum Sozialismus und damit zu einer zum mindesten inneren Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie führte, stark bewegt, wie sie sich zu gewissen Lösungen und einer bestimmten Taktik der Sozialdemokratie stellen sollten.

¹⁾ Nach einem an zwei religiös-sozialen Konferenzen gehaltenen Vortrag.

Die Frage „Christentum und Klassenkampf“ ist die Grundfrage auch des heutigen Problems, wenngleich sie durch neue Kampfmethoden, die zwar immer schon in der Theorie als „ultima ratio“ vorgesehen waren, aber doch praktisch in den letzten Jahren erst in den Vordergrund traten, nicht nur eine Verschärfung, sondern auch eine innere Veränderung erfahren hat. Und deshalb möchte ich ein kurzes Wort über den Klassenkampf vorausschicken.

Nun ist gewiß der Klassenkampf selbst keine Erfindung der Sozialdemokratie, er ist vielmehr eine geschichtliche Tatsache, und es ist ein Kampf, bei dem zweifellos auch heute noch das Proletariat sich in der Defensivlage befindet. Und wenn es richtig ist, daß die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, so wird dieser heutige Kampf über alle früheren sittlich dadurch herausgehoben, daß er nach Auffassung und vom Standpunkte des Proletariats kein Kampf um eine neue Klassenherrschaft ist, sondern die Klassenherrschaft überwinden und die Klassengegensätze völlig aufheben will. Max Adler schreibt in einem feinsinnigen Aufsatz über „Marx im Verständnis des Proletariats“: „Klasse, Klassenbewußtsein und Klassenkampf bedeuten daher gerade für den Proletarier etwas ganz anderes und viel mehr als selbst für viele Gebildete der andern Klassen. Diesen bedeuten diese Worte Begriffe der Spaltung, der Verhegung, zum mindesten der interessierten Absonderung. Der Proletarier aber versteht unter dem Begriff seiner Klasse zugleich die Menschheit, wie sie sein soll, für ihn bedeuten die Worte von Klassenbewußtsein und Klassenkampf das Programm der Befreiung vom Klassengegensatz überhaupt, das Programm der allgemeinen menschlichen Solidarität.“ Es bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß wir mit einer so tief verstandenen Klassenkampflosung nicht nur völlig einverstanden sind, sondern daß wir auch nach allen unsern Kräften diesen Kampf mitkämpfen wollen und müssen. Und die inneren Schwierigkeiten beginnen erst bei der Frage, mit welchen Mitteln der Kampf geführt werden soll, auf welche Mächte man hierbei vertraut, auf die sieghafte und überzeugende Kraft des Ideales selbst oder auf Kräfte niedrigerer Art. Und in dieser Frage besteht nun zwischen der offiziellen Sozialdemokratie und unserm Glauben freilich eine Kluft, eine Kluft, die uns allerdings nicht von ihr scheiden soll — wir werden über das Verhältnis zur Sozialdemokratie später noch reden — die wir aber doch klar erkennen müssen, um mit aller Entschiedenheit und Kraft unsern Glauben, auch innerhalb der Sozialdemokratie und gegen ihre offiziellen Dogmen, vertreten zu können.

Wir finden nämlich auch bei Führern der Sozialdemokratie, die uns sonst in ihrem ganzen Wesen sehr nahe stehen, wie gerade Max Adler, die Auffassung vertreten, daß das gerade den Fortschritt des wissenschaftlichen Sozialismus gegenüber den früheren Utopisten ausmache, daß er nicht mehr mit den „Mächten des

Sittlichen und Wahren und Rechten“, mit der Logik des Denkens und der Sittlichkeit die alte Welt aus den Angeln heben wolle, sondern auf realere Kräfte baue, daß er seine Hoffnung darauf gründe, daß seine Ziele verankert seien in den ökonomischen Interessen einer ganzen Klasse als ihrer realpolitischen Grundlage, und daß er an dieses Interesse und nicht wie ehemals die Utopisten an Menschlichkeit und Erbarmen und Vernunft der Herrschenden appelliere.

Wir halten nun gerade diesen angeblichen Fortschritt für den verhängnisvollsten Irrtum, der der Bewegung viel von ihrer wirkenden Kraft genommen und manche Irrwege verschuldet hat. Es liegt hinter dieser Anschauungsweise Mangel an Glauben, an Glauben an die schöpferische Kraft des Geistes, an die schaffenden Kräfte Gottes im Menschen. Da wird appelliert an das Interesse und den Egoismus, und dadurch ja eben diese Mächte gestärkt, wie alles, auf das man vertraut, eben durch dieses Vertrauen gestärkt wird. Und nun sind die also gestärkten Mächte gerade die tiefsten Wurzeln der heutigen widergöttlichen Wirtschaftsordnung, welche die Sozialdemokratie doch überwinden möchte. Es sind nicht die Kräfte, mit denen eine neue Gemeinschaft, wie sie der Sozialismus will, erbaut werden kann, sondern gegenteils diejenigen Kräfte, die jede Gemeinschaftsordnung von innen heraus unterwühlen. Und es ist noch etwas anderes, was diesen Appell des wissenschaftlichen Sozialismus an die Interessen so gefährlich macht. Die Verankerung großer Ziele in ökonomischen Interessen ist eine sehr brüchige realpolitische Grundlage. Vielleicht ist gerade der Bankrott der Sozialdemokratie darauf zurückzuführen, daß so vorwiegend nur an die Interessen appelliert worden ist, daß auf dieser Grundlage sich das äußere Wachsen der Partei in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Denn dem Egoismus wohnt keine organisatorische, aufbauende, zusammenhaltende Kraft inne. Bloße Interessengemeinschaften bergen in sich die Tendenz, in kleinere Sondergruppen zu zerfallen, sobald die Sonderinteressen einer bestimmten Gruppe innerhalb der Gemeinschaft mit den Kollektivinteressen kollidieren. Das mag im einzelnen Fall jeweils sehr kurzfristig sein, aber das ist nun allem Egoismus und aller Interessenpolitik von Natur aus eigen, daß sie kurzfristig ist. Der menschliche Geist ist eben eine Einheit, und moralische Verkümmernng verträgt sich nicht mit wirklichem Weitblick. Beispiele liegen heute auf der Hand. Die zweite Internationale ist zusammengebrochen, weil die Sozialpatrioten plötzlich entdeckt haben, daß eine Niederlage ihres Vaterlandes eine schwere ökonomische Schädigung auch der Arbeiterschaft bedeuten würde, daß somit die Unterstützung ihrer Regierung im Interesse der Arbeiterschaft liege. Und vom Standpunkt einer auf das Handgreifliche ausgehenden Interessenpolitik ist diese Argumentation auch richtig, wenigstens für einen kürzere Zeit dauernden Krieg, wie man ihn im August 1914 vor Augen hatte. Allerdings bekämpft Max Adler in einem seiner Kriegs=

auffäße diese Argumentation mit dem Hinweis darauf, daß der Sieg des einen Staates die Niederlage des andern und damit die Schädigung der Arbeiterklasse dieses andern bedeuten würde und daß das Proletariat seine Haltung bestimmen müsse im Hinblick auf die sich daraus ergebenden Wirkungen für die Gesamtsituation des internationalen Proletariats. Aber solcher Weitblick und solcher Hinweis auf die Interessen der überragenden größeren Interessengemeinschaft eignet eben einem wirklichen Interessenpolitiker nicht. Max Adler besitzt diesen Weitblick nur, weil er im Grunde an ganz andere Mächte glaubt, weil bei ihm die Fundierung seiner politischen Forderungen in den Interessen des Gesamtproletariats nur falsche theoretische Einkleidung tieferen Glaubens ist.

Wir beobachten diese auch vom realpolitischen Standpunkt aus verderblichen Wirkungen der Berufung auf das Interesse ebenso bei uns in der Schweiz. Wie verhängnisvoll ist es für Aktionen der schweizerischen Arbeiterschaft schon geworden, daß es zur Zeit einem Teil — wenn auch nur einem kleinen Teil — der Arbeiterschaft, z. B. Munitionsarbeitern im welschen Jura, gut geht; daß es so gar nicht in ihrem „Interesse“ liegt, in den gemeinsamen Kampf zu treten! Wie schnell söhnen sich hier und da solche Arbeiterkategorien mit der bestehenden Ordnung aus! Und umgekehrt ist zu befürchten, daß einmal eine Zeit kommt, in der die wirklich im besten Sinne revolutionäre Sozialdemokratie wenig Freude haben könnte an der Gefolgschaft, die ihr heute eine momentane Interessenverbindung zuführt (Bankpersonal, Fixbesoldete), eine Gefolgschaft, durch die sie zweifellos quantitativ zwar gestärkt wird, die ihr aber leicht die revolutionäre Energie nehmen kann, falls es ihr nicht gelingt, diese Massen auch in ein innerliches Verhältnis zum Sozialismus zu bringen, was indes auf eine ganz andere Weise geschehen müßte als durch den Appell an das Interesse, nämlich durch eine tiefdringende Erziehungsarbeit.

Gerade dazu aber, daß diese Erziehungsarbeit geleistet wird, ist oft nicht allzuviel Hoffnung vorhanden. Denn eben mit dieser Fundierung des sozialistischen Ideals in den Interessen der arbeitenden Klasse wird auch der Klassenkampf leicht herabgedrückt von seiner vorhin geschilderten Höhe zu einem bloßen Kampf um die politische Macht, um eine Macht, die, weil sie nicht auf dem freien Willen einer Gemeinschaft, sondern auf der Unterdrückung Andersdenkender beruht, „böse ist an sich“. Und wiederum betont werden muß, daß in manchen sozialdemokratischen Organisationen in aller Stille jene so notwendige innere Arbeit, die auf die Erziehung eines neuen Menschen, auf die Erziehung zu einer neuen Gemeinschaft ausgeht, geleistet wird, und weiter zugegeben werden muß, daß für vieles, was in dieser Beziehung unterlassen wird, der Mangel an genügenden geeigneten Kräften eine — die gebildeten Schichten unserer Gesellschaft schwer belastende — Entschuldigung bietet, so ist doch ebenso

gewiß, daß diese Entwicklung den Schwerpunkt verlegt hat und daß hinter dem Streben nach Macht, dem Kampf um die Macht die wahrhaft schöpferische Arbeit zurücktritt.

In Dostojewskijs „Politischen Schriften“ findet sich eine Betrachtung über „eine der wichtigsten gegenwärtigen Fragen“. Dort stellt er in pointierter Schärfe die russische Lösung der Frage als die moralische Auffassung derselben der europäischen gegenüber. Zweifellos wird er dabei dem westeuropäischen Sozialismus nicht gerecht und entwirft um der Kontrastwirkung willen davon eine Karikatur; auch wollte es ein tragisches Verhängnis, daß nun seither gerade in Rußland die von Dostojewskijs sogenannte europäische Lösung der Frage zum ersten Mal Wirklichkeit geworden ist; aber dennoch ist das Kapitel „Die Tagesfrage in Europa“ sehr zum Nachdenken anregend und zeichnet treffend, wenn auch nicht die Wirklichkeit, so doch wenigstens die Gefahr in der wir stehen. „... so steht die Sache heute in Europa. Allerdings, früher, vor nicht langer Zeit sogar, gab es auch dort eine moralische Auffassung der Frage... Jetzt jedoch haben die Führer des Proletariats das alles bis zu gelegener Zeit aufgeschoben. Sie wollen geradewegs zum Kampf herausfordern; sie organisieren eine wahre Armee, gründen Vereine, gründen Kassen und sind von ihrem Sieg fest überzeugt: und dann, nach dem Siege, wird sich alles von selbst praktisch ergeben, obgleich es sehr leicht möglich ist, daß es erst nach Strömen vergossenen Blutes dazu kommen wird.“

Diese hier mehr nur angedeutete Situation bot sich dem denkenden Betrachter schon lange vor dem Krieg; aus ihr ergeben sich mancherlei Konflikte, die schon früher manchem den Eintritt in die Sozialdemokratie, die entschlossene Stellungnahme auf der Seite des kämpfenden Proletariates erschwerten. Mit dem Weltkrieg und allen seinen Folgeerscheinungen, der inneren Zersetzung und Umwälzung in allen Staaten ist nun aber ein Neues hinzugetreten. Was vordem nur zuweilen als gelegentliche ausnahmsweise Begleiterscheinung des Klassenkampfes hervortrat, die Anwendung von Gewalt, wird heute vielfach als der allein noch mögliche Weg zur Befreiung des Proletariates, als die einzig zum Ziele führende Kampfmethode proklamiert. Immer mehr tritt beispielsweise die früher nur von einer Minderheit vertretene Idee des Generalstreiks in den Vordergrund, auch bei uns. Nun ist gewiß die Verweigerung der Arbeitskraft an sich noch keine Gewalt, vielmehr ein Protest gegen die Gewalt und Ausbeutung von oben, aber dennoch läßt sich das Gewaltmoment nicht leicht vom Generalstreik trennen. Ich denke dabei nicht nur an die fast naturnotwendigen Begleiterscheinungen des Generalstreiks, wie Hinderung Arbeitswilliger, Schließung von Betrieben und andere Exzesse, sondern der Generalstreik selbst ist doch ein sehr starkes Pressionsmittel, die Erfüllung politischer Postulate zu erzwingen, die auf dem Wege legaler Abstimmungen noch nicht

erfüllt würden; er ist gleichsam die leichteste und harmloseste Form gewaltsamen Umsturzes und kann in der Folge der Ereignisse dann sehr leicht zum eigentlichen Bürgerkrieg führen.

Noch eindringlicher tritt uns aber das Gewaltproblem in der russischen Revolution nahe. Denn während wir es bei Generalstreik und ähnlichem doch nur mit vorübergehenden Erscheinungen zu tun haben, wird hier als historische Notwendigkeit eine relativ dauernde Gewaltherrschaft verkündet, und theoretisch fundiert. Daß die „Diktatur des Proletariates“ nicht bloß ein ephemerer Zustand sein soll, und wie viel Gewaltprinzip in dieser Diktatur liegt, das geht am besten aus den Thesen hervor, die Lenin veröffentlicht hat und deren ich hier einige ins Gedächtnis zurückrufe. Es heißt dort u. a.:

„Zwischen dem Kommunismus und dem Imperialismus liegt die dauernde Epoche der proletarischen Diktatur. Der Staat existiert hier als proletarische Organisation. Das ist auch eine Unterdrückungsorganisation, aber gegen die Bourgeoisie und ihre Helfer. Die Unterdrückungsfunktion ist hier gegeben; aber der Klassensinn dieses Staates ist eine Antithese zum imperialistischen Raubstaat.“

„Der Sinn der proletarischen Diktatur besteht also im sozusagen permanenten Kriegszustand gegen die Bourgeoisie. Es ist also ganz klar, daß alle, die über „Gewalttaten“ der Kommunisten schreiben, vollkommen vergessen, was eigentlich Diktatur heißt. Die Revolution selbst ist ein Akt der „rohen Gewalt“. Das Wort „Diktatur“ in allen Sprachen ist nichts anderes als Gewaltregime. Wichtig ist hier der Klassengehalt der Gewalt. Damit ist die historische Rechtfertigung der revolutionären Gewalt gegeben. Es ist auch ganz klar, daß je schwieriger die Lage der Revolution ist, umso schärfer die Diktatur sein muß.“

„Daher ergibt sich die Hauptdifferenz zwischen der bürgerlichen Demokratie, deren Staatsform die parlamentarische Republik und der proletarischen Demokratie, deren Form die Sowjetrepublik ist. Die proletarische Demokratie, die keine Demokratie im alten Sinne des Wortes ist, ist die reinste und vollste Demokratie innerhalb der arbeitenden Klasse!

„Die frühere Forderung der demokratischen Republik, sowie auch allgemeiner Freiheiten (d. h. der Freiheiten auch für die Bourgeoisie) war richtig in der schon verflossenen Epoche, in der Epoche der Vorbereitung und Akkumulation. Der Arbeiter brauchte die Freiheit seiner Presse, während die bürgerliche Presse ihm schädlich war; trotzdem konnte er in dieser Epoche die Forderung der Vernichtung der bürgerlichen Presse nicht aufstellen. Deswegen forderte auch das Proletariat die allgemeine Freiheit der Presse. Dasselbe kann man über alle Freiheiten sagen.“

„Jetzt ist die Epoche der direkten Attacke gegen das Kapital, der direkten Niederwerfung und Zerstörung des imperialistischen Raubstaates, der direkten Unterdrückung der Bourgeoisie. Es ist daher absolut klar, daß in der jetzigen Epoche die prinzipielle Verteidigung allgemeiner Freiheiten (d. h. auch für die konterrevolutionäre Bourgeoisie) nicht nur überflüssig ist, sondern auch schädlich wirkt.“

Bevor wir nun auf das Problem der Gewalt näher eintreten, soll eine Vorfrage gestreift werden, die sich aus unsern besondern schweizerischen Verhältnissen ergibt. Ist nicht bei uns, durch unsere demokratischen Institutionen, die Frage von vornherein gelöst? Ja, im zaristischen Rußland oder im Preußen Ludendorffs, wo jeder andere Weg verschlossen ist, da erscheint der Gewaltweg als die einzige Möglichkeit, zu freieren oder gerechtern Zuständen zu gelangen, eine Möglichkeit, mit der sich deshalb jeder innerlich auseinandersetzen muß. Aber bei uns, in der „ältesten Demokratie der Welt“, muß da nicht selbst dem, der keinerlei Gewissensbedenken gegen die Anwendung von Gewalt verspürt, dieselbe unnötig erscheinen, weil das Proletariat auf gesetzlichem Wege den seiner Stärke entsprechenden Einfluß auf die Gestaltung des Staatslebens erlangen kann? Obwohl ich nun keineswegs die Vorzüge der formalen Demokratie vor einer andern Staatsform verkenne, gestehe ich doch, daß ich in Bezug auf die Vorteile der Demokratie in dieser Beziehung sehr skeptisch geworden bin. Ich kann hier nur auf die wichtigsten Einwände kurz hinweisen. Gewiß kann bei uns die Sozialdemokratie den Versuch unternehmen, im Bund und in den Kantonen die parlamentarische Mehrheit zu erringen, und wenigstens in unsern größern Städten wird dieser Versuch auch in kurzer Zeit von Erfolg gekrönt sein, sofern es nicht schon jetzt der Fall ist. Indes ist mit dem Erlaß von Gesetzen und andern Parlamentsbeschlüssen durch eine sozialdemokratische Mehrheit oder unter dem Einfluß einer starken sozialdemokratischen Minderheit noch nicht allzuviel gewonnen. Alle Gesetze und Beschlüsse müssen ausgeführt werden durch einen weitverzweigten Organismus von Exekutivbehörden und erhalten erst durch diese Ausführung ihr eigentliches Leben. Nun ist es aber eine Erfahrungstatsache, daß hier, in der Exekutive, meist die einstmals herrschende Klasse oder Partei sich viel länger halten kann, als ihre Macht in der Legislative währte. Einmal bleiben meist die bisherigen Beamten auch bei einem Systemwechsel im Amte. Man will ihnen ihre Lebensstellung nicht nehmen, hie und da bedarf man auch ihrer Erfahrung. Dazu kommt, daß gerade für die hier erforderliche Tätigkeit zumeist eine Bildung verlangt wird, die zu erwerben in der Regel nur Angehörige der besitzenden Klasse die Mittel haben. So können wir schon jetzt in den Städten die Tatsache beobachten, daß trotz einer starken sozialdemokratischen Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften gerade die wichtigeren

und einflußreicheren Aemter meist von Bürgerlichen besetzt sind (höhere Verwaltungsbeamte, Gerichtspräsidenten) und Ausnahmen fast nur vorkommen, soweit Angehörige der besitzenden Klasse zum Proletariat übergetreten sind, was indes nicht allzu häufig der Fall ist. Damit ist aber die Bedeutung einer starken Vertretung im Parlament erheblich verringert. Denn man übersehe nicht: Es bedarf durchaus nicht besonders viel schlechten und bösen Willens, um alle Erlasse und Beschlüsse auf dem Wege, bis sie greifbare Gestalt in der Wirklichkeit gewonnen haben, abzuschwächen, umzubiegen, zu verwässern. Es braucht gegenteils nicht nur guten Willen, sondern auch ein inneres Verständnis für die den Beschlüssen zu Grunde liegende Zwecksetzung, um wirklich ihnen entsprechend zu regieren und zu verwalten. Erzwingen läßt sich nicht viel, auch nicht durch das Aufsichtsrecht der Legislative; gerade in dem Gewirre aller praktischen Einzelheiten, aus denen sich doch schließlich das Ganze aufbaut, ist jeder Beamte weit besser zu Hause als das Mitglied der Legislative, ist jeder Beamte also der Aufsichtsbehörde in gewissem Sinne überlegen. Vielsach ist man auch schon zum Zustandekommen gesetzlicher Erlasse sehr stark auf die Initiative der ausführenden Organe, welche mit den Bedürfnissen und Notwendigkeiten ihres besonderen Tätigkeitsbereiches besonders vertraut sind, angewiesen. Die Bedeutung dieser Schwäche der Demokratie wird besonders klar, wenn man in Betracht zieht, daß der Exekutivorganismus in unserem Sinne nicht identisch ist mit dem staatlichen Verwaltungsorganismus, zumal nicht in Zeiten, wo das Staatsleben sehr intensiv ist, wo die Einzelfreiheit sehr stark beschränkt werden muß, vom Einzelnen sehr viel verlangt wird. Zur Exekutive in diesem weiteren Sinne gehört bei uns in Folge unserer Kriegsverordnungen namentlich die Landwirtschaft, in geringerem Maße auch Industrie und Gewerbe. Sehr oft haben auch Bundesrat und Kantonsregierungen Männer der Industrie oder der Landwirtschaft beiziehen müssen zur Besorgung öffentlicher Geschäfte gleichsam als Halbbeamte (Nat.-Nat. Schmidheiny!). In allen diesen Fällen steht man den Vertretern des alten Systems, der heutigen Wirtschaftsordnung bis zu einem gewissen Grade wehrlos gegenüber, sie verfügen nicht nur über die zur Ausführung aller Maßnahmen notwendigen Produktionsmittel, sondern auch über die nötigen Erfahrungen und Kenntnisse, sie besitzen den Einblick in die Kompliziertheiten und die gegenwärtigen Möglichkeiten ihres besonderen Tätigkeitsgebietes, was alles Dritte sich nur schwer und ausnahmsweise erwerben können.

Nun ist freilich diese Schwäche aller formaler Demokratie eine Schwäche, der durch den Weg der Gewalt nicht leicht begegnet werden könnte. Hierzu bedarf es vielmehr anderer, tieferdringender Mittel, wovon später die Rede sein wird. Dagegen weist ein anderer Mangel schon mehr auf den verlockenden Ausweg der Gewalt. Ich denke hier an die Tatsache, daß es ungeheuer schwer ist, über-

haupt die Mehrheit zu erlangen, oder besser gesagt, eine bereits latent vorhandene Mehrheit politisch sichtbar zum Ausdruck zu bringen. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß wir in der Schweiz schon jetzt im Grunde eine sozialistische Mehrheit haben, zum mindesten ist die sozialistische Minderheit stärker, als es bei Wahlen und Abstimmungen den Anschein hat. Die Arbeiterschaft macht doch einen erheblichen Teil unserer Bevölkerung aus und ihre ganze Interessenlage ist zweifellos auf den Sozialismus hin gerichtet. Aber auch im Bürgertum gärt es und es sind da wohl mehr, als man oft annimmt, die heute für sozialistische Ideen gewonnen oder doch sehr empfänglich sind oder zum mindesten der bürgerlichen Politik eine andere Richtung geben möchten als die zur Zeit herrschende. Weshalb kommt das alles nicht mehr zum Ausdruck? Die Gründe sind wohl mannigfach: aus müder Resignation geborene politische Indifferenz, Mangel an Einsicht in die Notwendigkeit politischen Zusammenschlusses, aktiver politischer Betätigung überhaupt, und dann die Hemmungen, wie sie sich von selbst aus der ganzen Struktur unseres politischen Lebens ergeben; so werden beispielsweise die bürgerlichen Wahl- und Abstimmungssparolen von einem kleinen Kreise ausgegeben, den maßgebenden „Instanzen“, den Parteileitungen und -vorständen; da wird überhaupt die bürgerliche Politik „gemacht“. Das Neue, das sich als bemerkbare Unterströmung regt, muß sich erst seine eignen Organe schaffen, und dazu bedarf es großer aktiver politischer Energien, die eben nicht immer vorhanden sind. Besonders fühlbar wird diese Schwerfälligkeit und Starrheit der Demokratie in Zeiten, in denen die Ereignisse sich überstürzen, ein Jahr äußeren Geschehens vollbringt, was sonst Jahrzehnte zu seiner Entwicklung bedurfte, und nun mit diesem Geschehen auch die politischen Anschauungen sich rascher wandeln. Von da aus muß man, auch wenn man selbst durchaus an der parlamentarischen Demokratie festhält, Trotzky wenigstens verstehen, wenn er in seiner Broschüre „Von der Oktoberrevolution bis zum Brester Friedensvertrag“ schreibt: „... Jede Revolution ist dadurch gekennzeichnet, daß das Bewußtsein der Massen sich schnell verändert: neue und immer wieder neue Schichten der Bevölkerung sammeln Erfahrung, überprüfen ihre Ansichten von gestern, streifen sie ab, gelangen zu neuen Ansichten, lehnen die alten Führer ab, folgen neuen Führern, gehen vorwärts... Die demokratischen Organisationen, die sich auf den schwerfälligen Apparat des allgemeinen Wahlrechts stützen, müssen zur Revolutionszeit unbedingt hinter der Entwicklung des politischen Bewußtseins der Massen zurückbleiben. Ganz anders die Sowjets! Sie stützen sich unmittelbar auf organische Gruppierungen, wie die Fabrik, die Werkstatt, die Dorfgemeinde, das Regiment und andere. Hier fehlen natürlich jene juristischen Garantien für die Genauigkeit der Wahl, wie sie bei der Schaffung der demokratischen Stadtrat- oder Semstwo-Insti-

tutionen vorhanden sind. Dafür aber haben wir hier unvergleichlich ernsthaftere und tiefergehende Garantien für die direkte und unmittelbare Verbindung des Abgeordneten mit seinen Wählern. Der Delegierte des Stadtrats oder des Semstwo stützt sich auf die lockere Masse der Wähler, die ihm für ein Jahr ihre Vollmachten anvertraut und dann auseinanderfällt. Die Sowjetwähler bleiben dagegen für immer durch die Bedingungen ihrer Arbeit und ihrer Existenz aneinander gebunden . . . Wenn in den vorhergehenden Monaten der Revolution die allgemeine politische Entwicklung ihren Ausdruck darin fand, daß der Einfluß der Vermittlungsparteien demjenigen der Bolschewiki weichen mußte, so geht daraus klar hervor, daß dieser Entwicklungsprozeß sich am deutlichsten und vollkommensten in den Sowjets abspiegeln mußte, während die Stadträte und die Semstvos bei all ihrem formalen Demokratismus eher den Zustand der Volksmassen von gestern als den von heute ausdrückten.“

Und man wird weiter verstehen, daß diesem Zustand gegenüber für politisch tatkräftige und aktive Naturen die Versuchung überaus groß ist, nicht — ihrer Auffassung nach — der Mehrheit den Willen einer Minderheit aufzuzwingen, sondern mit Umgehung der schwerfälligen Mechanik der demokratischen Institutionen den politisch noch nicht voll ausdrucksfähigen Willen einer latenten Mehrheit durchzusetzen.

In derselben Richtung wirkt aber ein weiterer Umstand. Es erscheint nämlich der Weg der Gewalt besonders verlockend, weil der Weg des Geistes, die Möglichkeit, durch die Macht der Idee zu wirken, für den Sozialisten viel schwerer gangbar ist als für die Vertreter des Bestehenden. Ich erinnere nur daran, daß Schule und Universität, also Institutionen, die für die geistige Struktur der künftigen Generation eine überragende Bedeutung haben, im wesentlichen in den Händen der herrschenden Klasse sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß unsere Lehrer an Schule und Universität bewußt dem Bestehenden, den herrschenden Mächten dienen — das mag für einige Wenige zutreffen — aber die wenigsten von ihnen sind losgekommen von der bürgerlichen Weltanschauung, in der sie aufgewachsen sind und die ihr ganzes Denken bestimmt, ja nichts kennzeichnet besser den Umstand, wie sehr die meisten von ihnen eingeschlossen sind im „lebenslänglichen Gefängnis der bürgerlichen Ideologie“ als die Tatsache, daß die wenigsten sich der Einseitigkeit ihres Denkens überhaupt bewußt sind, daß sie in unschuldiger Naivität an die „Objektivität“ des von ihnen Vertretenen glauben. Und dazu kommt, daß die Wissenschaft selbst, die sie übermitteln, tief beeinflusst ist vom Geist oder vielmehr der Geist- und Seelenlosigkeit unseres kapitalistisch-mechanistischen Zeitalters, daß sie abgefallen ist von der hohen Aufgabe, die ihr noch ein Fichte zuwies, dem Ringen um die Erkenntnis der göttlichen Idee, von der Auf-

gabe, Führerin zu den letzten Zielen zu sein, und daß diese also vom Absoluten abgefallene und deshalb an alle möglichen Relativitäten verkaufte Wissenschaft unfähig ist, schöpferische Impulse zu geben und der Zukunft zu dienen, ja viel eher das Verständnis schöpferischer Gegenwartsbewegungen hindert.

Und eine andere Institution, die in besonderem Maße bestimmt und befähigt ist, der Propaganda von Ideen zu dienen und die öffentliche Meinung zu bilden, nämlich die Presse, ist wiederum der herrschenden Klasse viel dienstbarer als dem Proletariat. Die Besitzenden verfügen über genügende Mittel, zur Unterhaltung einer weitverzweigten und reichhaltigen Presse, der es auch in den schwierigsten Zeiten nicht um die nötigsten Subsistenzmittel hange zu sein braucht; die Sozialdemokratie dagegen muß mancherorts auf eine Tageszeitung verzichten und hat noch Mühe auch nur ein bescheidenes Wochenparteiorgan am Leben zu erhalten, aus Mangel an finanziellen Mitteln — besonders fühlbar macht sich dieser Mangel in Zeiten der Papierteuerung und der gewaltigen Druckkosten — und hie und da auch an geistigen Kräften. So ist gerade das Freiheitsrecht, das am vornehmlichsten dazu bestimmt war, den Minderheiten das Wirken für ihre Ideenwelt zu garantieren, weit wertvoller für die herrschende Schicht als für das Proletariat. Das Machtprinzip in der Wirtschaftsverfassung tötet das Freiheitsprinzip in der politischen Verfassung.

Der Hinweis auf diesen Sachverhalt soll nicht die Gewaltmethode rechtfertigen oder gar als notwendig erklären — gerade die zuletzt aufgezeigten Schwierigkeiten können auf dem Gewaltweg nicht umgangen werden — sondern er soll nur zeigen, wie wenig der Einwand der formalen Demokratie fähig ist, die Argumente der Gewaltgläubigen zu entkräften.

Dazu gesellt sich aber ein weiterer, besonders schlimmer Uebelstand. Schon lange vor dem Krieg haben „extreme“ Sozialisten erklärt, der legale, verfassungsmäßige Weg genüge zur Erreichung der proletarischen Ziele schon deshalb nicht, weil das Bürgertum sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen werde, wenn die Waffe, mit der es einst seine eigene Machtstellung begründete, die demokratischen Rechte und Freiheiten, den eignen Lebensinteressen gefährlich werde und daß es dann auch vor der Beseitigung demokratischer Rechte nicht zurückscheuen werde. Leider haben die Erfahrungen der Kriegsjahre gezeigt, daß in solcher Vorherfage mehr lag als bloße „Verhegung“. Man mag über das Organ der sozialdemokratischen Jugendorganisation, die „Freie Jugend“ denken, wie man will — sie war zweifellos besser als ihr Ruf und hat nicht nur der Negation gedient — ihre Unterdrückung war eine flagrante Verletzung der Pressfreiheit, mit der es zwar verträglich sein mag, Preßäußerungen, die mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt geraten, zu bestrafen — wobei freilich Maß und Inhalt der Strafe

immer noch vom Freiheitsgedanken bestimmt sein muß — aber mit deren innerstem Zweck, der tiefer ist als das bürgerliche Denken, jegliches Verbot von Preßzeugnissen in unverföhllichem Widerspruch steht. Und im selben Widerspruch mit den innersten Absichten der Preßfreiheit steht auch jene beschämende eidgenössische Verordnung, welche die Entstehung neuer Zeitungen und Zeitschriften an das Erfordernis einer behördlichen Bewilligung knüpft, die nur erteilt wird, wenn die neue Zeitung im „Landesinteresse“ liegt, worüber eine ganz vorherrschend aus Vertretern des herrschenden Systems zusammengesetzte, den Begriff des Landesinteresses naturgemäß nach ihren Ueberzeugungen interpretierende Kommission befindet. Damit wird ein Zustand geschaffen, der gerade dem höchsten Zweck der Preßfreiheit aufs schärfste widerspricht, weil all dem, was sich an neuen Anschauungen heute regt, die Möglichkeit, Einfluß zu gewinnen, aufs äußerste erschwert wird.

Zu den Verletzungen der Preßfreiheit gesellen sich die Verletzungen der Versammlungsfreiheit durch kantonale Regierungen und durch Uebergriffe der Militärgewalt.

Schlimmer noch und folgenschwerer aber als die Nichtachtung von Freiheitsrechten war die Verletzung des verfassungsmäßigen Initiativrechtes. Muß es nicht eigentlich aufreizend wirken, wenn man heute die Arbeiterschaft auf den legalen Weg der Initiative verweist, in einem Augenblicke, in dem noch eine Anzahl von Initiativbegehren darauf warten, endlich legal behandelt, d. h. dem Volk zur Abstimmung unterbreitet zu werden? Wer gibt der Arbeiterschaft das Vertrauen, daß künftige Volksbegehren nach Recht und Gesetz behandelt werden von einem Bundesrat, der in neuester Zeit nach Art preußischer Generäle im früheren deutschen Reichstag auf ernsthafteste Anfragen die Auskunft verweigert? Wie anders wäre die Situation, wenn nicht wider den klaren Wortlaut eines Bundesgesetzes die Proporzinitiative der Volksabstimmung jahrelang entzogen worden wäre, unter dem Vorwand des Burgfriedens, der durch nichts je so schwer gestört wurde als durch diese Verschleppung? Sind nicht diejenigen, die durch solche Gesetzwidrigkeit der Arbeiterschaft ihre legale Vertretung entzogen, die eigentlichen Schöpfer der Nebenregierung des Olteners Aktionskomites?

„Stolz und frei erhebt die Demokratie ihr Haupt“ hat Bundesrat Calonder beim Abschluß des Generalstreiks gesagt. Wir denken anders. Uns waren die Tage des Generalstreiks ein Symptom für den Zusammenbruch unserer Demokratie, ein Zusammenbruch, der im bürgerlichen Klasseninteresse, das die demokratischen Rechte nicht mehr ertragen kann, eine an sich zwar richtige, aber doch nicht genügende Erklärung findet. Denn daß die doch kleine Zahl derjenigen die aus bewußtem Klasseninteresse die Gefahren der demokratischen Rechte fürchten, zum Ziele gelangt, wird nur ermöglicht durch ein allgemeines Schwinden des demokratischen Empfindens,

ein Schwinden, dessen tiefste Ursachen in der zunehmenden Materialisierung und Mechanisierung, in der Verflachung und Verödung des geistigen Lebens liegen, im Mangel an Glauben an den Geist, an Freiheitsglauben, ohne den auf die Dauer keine Demokratie bestehen kann.

Damit ist nun aber das Problem der Gewalt keinesfalls gelöst. Es galt nur zu zeigen, daß uns die Demokratie die Lösung dieses Problems nicht wesentlich erleichtert, daß die demokratischen Rechte den Weg der Gewalt nicht überflüssig machen. Aber es gibt tiefere und ernsthaftere Gründe gegen die Gewaltmethode, Gründe, die dann gleichermaßen in allen Staaten, auch den nichtdemokratischen und für alle Lebensverhältnisse gelten.

Daß der gewaltsame Umsturz, und die ihm folgende Epoche der proletarischen Diktatur, der Klassenherrschaft des Proletariats das von uns ersehnte Reich der Freiheit und Brüderlichkeit nicht selbst schon ist, bestreitet niemand; fraglich bleibt nur, ob sie uns dazu hinführen, ob sie, wie es der Bolschewismus verkündet, als Zwischenstufe betrachtet werden kann. Und dieser Frage gegenüber hat sich mir in den Erfahrungen der Kriegsjahre die Wahrheit immer mehr bestätigt, daß die Methoden zur Erreichung eines Zieles niemals gleichgültig sind und daß es ein schwerer Grundirrtum ist, der unser politisches Denken schon längst mißleitet hat, zu glauben, ein Endziel lasse sich erreichen mit Methoden, die das gegenteilige Prinzip verkörpern, das Uebergangsstadium könne von ganz andern Grundsätzen beherrscht sein als das Reich zu dem es hinführen soll. Es ist der Irrtum, von dem z. B. gerade unser heutiger kapitalistischer Machtstaat lebt. Man darf nicht vergessen, daß neben den bösgläubigen Nutznießern des durch diesen Staat ermöglichten Ausbeutungssystems immer noch zahlreiche Vertreter des Staatsgedankens existieren, die überzeugt sind mit der Bejahung und Verteidigung dieses Staates das Beste zu wollen, die dieses unfreie mechanistische Zwangsgebilde als notwendige Vorstufe zur freien Gemeinschaft betrachten, als einen Schritt der bekannten „schrittweisen Entwicklung“. Beide, die gutgläubigen Bejaher des heutigen Machtstaates und die Vertreter der proletarischen Diktatur sind Ideologen ganz derselben Art. Nie sind die zur Erreichung eines bestimmten Zieles angewandten Mittel und Methoden gleichgültig, weil jedem Mittel, jeder Methode eine ganz bestimmte Orientierung, eine bestimmte geistige Einstellung, ein bestimmter Glaube entspricht, und nun eben dieser Glaube und diese Orientierung durch die Anwendung der ihnen entsprechenden Methoden gestärkt werden. Und nun bedeutet die Beschreitung des Gewaltwegs den Gegensatz zum Glauben an die Freiheit, zum Glauben an die Schöpferkraft des Geistes, ohne den doch jede Hoffnung auf eine brüderliche Gemeinschaft freier Menschen ein Unsinn ist. Und so stärkt die Anwendung der Gewaltmethode eben jene Orientierung, von der die heutigen Ordnungen leben, den Glauben an die Gewalt, den Zweifel an die Macht

der reinen göttlichen Kräfte. „Ich meine: wer glaubt, der ergreift kein Schwert . . . Wer aber das Schwert ergreift, der weiß nicht, was Glauben heißt . . . Er ergreift das Schwert aus Schwäche und nicht aus Stärke.“¹⁾ Die Freunde der Revolution „machen sich nicht klar, daß es ja doch gerade dieses Vertrauen auf die blinde Gewalt ist, worin das Wesen des alten Systems beruht, und daß dessen Dauerhaftigkeit zu einem nicht geringen Teil eben dadurch zu erklären ist, daß selbst so viele von denen, die etwas Neues wollen, doch noch ganz in dem alten Zwangs- und Gewaltglauben stecken geblieben sind und dadurch unablässig, wenn auch unbewußt, die Autorität jener alten Methoden in Geltung erhalten — auch wenn sie diese Methoden für ganz neue Ziele benutzen wollen. Der Glaube an die Methoden der mechanischen Ueberwältigung kann nur durch den ganz konsequenten Glauben an das der Gewalt entgegengesetzte geistige Prinzip überwunden werden.“ (Förster.) Das von uns ersehnte neue Reich beruht auf der absoluten Heiligkeit alles menschlichen Lebens, im Reiche Lenins aber herrscht eine im Gefühls- und Vorstellungsleben der Menschen verderbliche und verhängnisvolle Wirkungen für die Zukunft äußernde Nichtwertung menschlichen Lebens und menschlicher Freiheit, unser Sozialismus will den Menschen in den Mittelpunkt stellen, im Bolschewismus ist er, und zwar auch der Proletarier, wieder nur Mittel, Mädchen in der ungeheuren Maschine des neuen Machtstaates, der sich nur allzu leicht nach den allen Gewaltinstitutionen innewohnenden Gesetzen zum alles verzehrenden Selbstzweck entwickelt. Aber nicht nur die das alte System tragende Orientierung wird durch die Anwendung der Gewaltmethode gestärkt, sondern es wird überhaupt durch diese untermenschliche und antisoziale Methode eine Atmosphäre erzeugt, die dem Wachsen und Reifen des Neuen wenig förderlich ist, es werden zerstörende Kräfte wachgerufen, beim Unterdrücker unschöpferische Machtgier, beim Unterdrückten alle möglichen schlimmen Abwehrreakte.

Und die innere Natur wie die verderblichen Wirkungen der Gewaltmethode werden nun nicht etwa aufgehoben durch die Güte und Vollkommenheit des Zwecks. Im Gegenteil liegt in der Reinheit des Zwecks eine besonders große Gefahr. Es scheint eine besondere List des Satans, daß er so gerne seine Methoden dem Guten zur Verfügung stellt, nicht nur, um so die göttlichen Kräfte, die wir sonst erhoffen, herbeiglauben müßten, und die seine Herrschaft bedrohen würden, anscheinend überflüssig zu machen, sondern um seine Methoden gleichsam zu heiligen. Durch nichts erfährt das Gewaltprinzip eine größere Stärkung und Rechtfertigung als durch seine Verwendung im Dienste des Guten. Und wenn nun die Gewaltmethode nicht schon an sich böse ist, wer soll dann entscheiden, ob die jeweils in Frage stehenden Ziele wertvoll genug sind, um die Anwendung derselben zu recht-

¹⁾ Ein Revolutionär in dem russischen Revolutionsroman „Als wär' es nie gewesen“ von Kopschin.

fertigen? In einer meisterhaften Betrachtung über die Frage „Können Attentate den gesellschaftlichen Fortschritt befördern?“ weist Förster eindringlich darauf hin, daß es Regeln gebe, wie z. B. die der absoluten Heiligkeit alles menschlichen Lebens, deren Wert und deren Autorität gerade in der absoluten Unverbrüchlichkeit bestehe; „jede Ausnahme ist eine Vernichtung der Regel, deren ganzer Sinn und Zweck eben in der Ausnahmslosigkeit, in der völligen Unabhängigkeit vom besonderen Falle liegt. Es gibt eben Dinge, die niemals der individuellen Entscheidung in die Hand gegeben werden dürfen, weil die Gefahr des Mißbrauchs zu ungeheuer groß ist.“ Und denselben Gedanken wie Förster drückt in dem bereits zitierten Revolutionsroman von Kopschin der Revolutionär Bolotow aus in einer Stelle, die ich besonders ihres ergreifenden und tiefem Erleben entstammenden Schlusses wegen ganz zitieren möchte: „Ich kann eines nicht begreifen, Serjoscha . . . man erschießt uns, man hängt uns, man erdrosselt uns . . . gut. Wir hängen, morden und fengen . . . gut . . . Warum bin ich aber, wenn ich Sjoskin¹⁾ erschossen habe, ein Held, während er, wenn er mich hängen läßt, ein Schurke und ein Unmensch ist? . . . Das ist ja wirklich Hottentottenlogik . . . Eines von beiden. Entweder darf man nicht töten, und dann verletzen wir beide, Sjoskin und ich das Gesetz; oder man darf töten, und dann sind wir beide weder Helden noch Schurken, sondern einfach Menschen und Feinde . . .“ „Wolodja sagt“ fuhr Bolotow fort, „daß dies alles Gefühlsduselei sei und daß man im Kriege ohne Erbarmen töten müsse . . . à la guerre comme à la guerre! . . . Ja, er hat selbstverständlich recht . . . wir töten ja auch . . . Sagen Sie mir aber Folgendes: können Sie sich die Möglichkeit denken, daß dieser von uns getötete Sjoskin uns nicht aus gewinnsüchtigen Absichten, sondern aus innerer Ueberzeugung verfolgte? Können Sie die Möglichkeit zugeben, daß er uns nicht aus eigenem Interesse bekämpfte, sondern weil er es für seine Pflicht hielt und weil er glaubte, auf diese Weise dem Volke . . . ja, dem Volke! zu dienen? Können Sie diese Möglichkeit zugeben? Ja? — Es ist doch durchaus möglich. Es ist ja möglich, daß sich unter hundert, unter tausend Sjoskins so einer findet. Es ist doch möglich? Ja? . . . Worin besteht dann der Unterschied zwischen ihm und mir? Worin? Warum ist er ein Schurke? Meine Ansicht lautet: entweder darf man in jedem Falle töten oder . . . oder man darf in keinem Falle töten . . . Folglich ist es erlaubt und verboten zugleich? . . . Wo bleibt dann das Gesetz? . . . Ist es im Parteiprogramm? In Marx? In Engels? In Kant? Das ist ja Unsinn,“ flüsterte er in großer Erregung, „Marx, Engels und Kant haben doch nie einen Menschen getötet . . . Sie hören? Nie und niemand . . . Folglich können sie gar nicht wissen, was ich weiß, was Sie wissen, was Wolodja weiß. Was sie auch alles schreiben, es wird vor ihnen

¹⁾ Ein russischer Polizeioberst.

doch immer verborgen bleiben, ob man töten darf oder nicht . . . Dies können nur wir, die wir schon getötet haben, wissen . . . Ich weiß z. B., ich weiß es ganz bestimmt, daß man Sjoskin in keinem Falle töten durfte, was er auch für ein Mensch gewesen sein mag und was ich auch von ihm hielt . . .“

Und erfahrungsgemäß verhilft dann der von an sich guten und vollkommenen Zielen her geheiligte und gestärkte Gewaltgeist letzten Endes wieder dem Bösen zum Sieg. Die in ihrem tiefsten Wesen antisoziale Methode ist der natürliche Verbündete aller antisozialer Elemente. Mag eine Gewaltmaßregel zu noch so gutem Zwecke begonnen werden, eine Gewaltinstitution für noch so edle Ziele ins Leben gerufen worden sein, am Schlusse der Entwicklung erscheinen als Nutznießer der Gewaltinstitution beinahe immer die unedlen, gewalttätigen, unsozialen Naturen; das gilt für die Gewalt in der innern wie in der äußern Politik. Besonders wo, wie fast immer, diejenigen, die mit der Gewalt das Gute erreichen wollen, sich verbinden müssen mit andern, denen dieselbe Gewalt zu ganz andern Zielen verhelfen soll, fallen die Früchte der Gewalt meist den letztern in den Schoß. Es könnte sein — wir sind nicht doktrinär genug, um nicht von ganzem Herzen zu hoffen, daß es durch ein Wunder anders kommt — daß uns in der nächsten Zeit diese Wahrheit durch eine neue Erfahrung schmerzlich bestätigt wird, wenn nämlich im innern Kampf der Entente die französischen und englischen Imperialisten über Wilson und die Opposition im eignen Lande siegen und es zu einem dem Wilsonschen Programme widersprechenden Gewaltfrieden kommt. Es ist nun einmal eine tiefe Wahrheit, daß das Böse nicht mit seinen eignen Methoden kann überwunden werden, sondern nur durch ein ihm völlig überlegenes, andersartiges Prinzip, das sich auch schon in der Art des Kampfes auswirken muß. Es ist ein fast unheimliches, aber doch auch wieder verheißungsvolles Gesetz, daß das Gute und das Böse ihre völlig eignen Methoden haben, mit denen allein sie siegen können; und daß, wenn das Gute sich der Methoden des Bösen bedient, es eine Niederlage erleidet. In der Folgerichtigkeit dieses Gesetzes enden so oft die gewalttätigen Revolutionen wenigstens zunächst mit einem Siege der Reaktion, der Gewaltgeist ist der beste Verbündete derjenigen, die ihn völlig bejahen, denen das Reich der Gewalt auch Endziel, nicht bloß Ubergangsepoche ist. Es liegt mir daran, eindringlich zu betonen, daß nach meiner innersten Ueberzeugung nicht nur der Tag des Guten auf dem Wege der Gewalt nicht kommt, sondern auch der Tag des Proletariates nicht.

Es liegt überhaupt in der Gewalt, wie in allem Bösen etwas, das im weiteren Verlaufe weit über das hinausführt, was die Urheber gewollt haben. Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, dem nimmt er die ganze Hand. Wer möchte behaupten, irgend einer der am Ausbruch des Weltkriegs schuldigen Machthaber habe den Weltkrieg so, wie er sich schließlich entwickelt hat, in seiner ganzen Scheuß-

lichkeit, mit all seinen verderblichen Folgeerscheinungen und Rückwirkungen gewollt? Und welcher Gegner Lenins wollte behaupten, Lenin habe all das Chaos und Elend im Gefolge der russischen Revolution, all den Massenterror und alle Pogrome von Anfang an gewollt? Es liegt in der Theologenerfindung von der „Eigengesetzlichkeit der Welt“ eine tiefe, von den Eigengesetzlichkeitstheologen freilich bis zur Unkenntlichkeit verdunkelte Wahrheit; das Böse hat seine Eigengesetzlichkeit und es ist, als ob durch das Wachwerden der dämonischen Mächte auch alle damit verwandten noch niedrigeren Kräfte und Instinkte von bisherigen Hemmungen befreit, losgebunden würden, um ihr zerstörendes Werk zu verrichten.

Und damit hängt es auch zusammen, daß so oft im Verlauf der Entwicklung die Gewalt sich gegen ihre eigenen Vertreter wendet. „Wer das Schwert ergreift, soll durch das Schwert umkommen.“ In dem nun entfesselten Chaos niederer Gewalten entstehen neue Parteinungen, noch radikalere Sekten, die nun gleichermaßen mit schärfster Gewalt alles Andersdenkende unterdrücken, mit derselben Berufung auf ihr gutes Endziel. Die Revolution verzehrt ihre eignen Kinder, und Danton bedurfte auf dem Wege zum Schaffot keines zweiten Gesichtes, um Robespierre sein Schicksal vorherzusagen zu können.

Was nun insbesondere die Diktatur des Proletariats im Sinne Lenins als eine dauernde Epoche anlangt, so bedeutet sie zweifellos einen Rückschritt hinter den sittlichen Gedanken, der jeder wahren und reinen Demokratie — wozu allerdings leider gegenwärtig die Schweiz nicht gehört — zu Grunde liegt, den sittlichen Gedanken nämlich, der für alles soziale wie individuelle Leben gilt, daß nämlich alles, was von Bestand sein soll, in Freiheit reifen muß. Es ist der Gedanke, der in seiner Ablehnung aller Opportunitätsrückichten, wie sie in den Thesen Lenins deutlich zu Tage treten, die Demokratie vom aufgeklärten Despotismus scheidet. Wie oft haben wir früher von Anhängern nichtdemokratischer Staatsformen den Vorwurf hören müssen, die Demokratie sei, eben weil sie für jeden Fortschritt einer Mehrheit bedürfe, rückständig; z. B. sei die Schweiz von Deutschland in der Sozialgesetzgebung infolge der Gesetze Bismarcks überholt. Wir haben hierauf immer mit dem Hinweis geantwortet, daß dafür bei uns jeder neue Fortschritt auf dem freien Willen der Gemeinschaft nicht auf äußerer Nötigung beruhe, und deshalb sittlich wertvoller und dauerhafter sei, daß er nicht nur eine äußerliche, sondern eine geistige Er rungenschaft bedeute und daß uns die Demokratie vor einer sprunghaften, von Zufällen abhängigen Entwicklung bewahre. Gewiß ist nun zuzugeben, daß infolge der wirtschaftlichen Struktur und anderer von uns selbst geschilderter Hemmungen der Wille der Gemeinschaft in der Demokratie nicht immer unverfälscht zum Ausdruck gelangt, aber sobald einmal — was ja die Voraussetzung der proletarischen Diktatur ist — der Bann gebrochen, die verschüttete Bahn wieder frei gemacht, die erstarrte Entwicklung wieder in Fluß geraten ist, das bisherige

System nicht mehr die schwer auf allem Neuen lastende Macht des unveränderlich Bestehenden für sich hat, dann muß, auf jede Gefahr hin, der Gedanke der Demokratie wieder in sein Recht treten, dann muß jeder Klasse, auch den früher herrschenden Schichten, die Freiheit gegeben werden, für ihre politischen Anschauungen zu wirken. Denn nur dann kann sich zeigen, ob das Neue zwar bereits innerlich reif war und nur seine äußere Entfaltung durch die Erstarrtheit und Trägheit des politischen Organismus gehemmt wurde, oder ob eben die geistigen und wirtschaftlichen Vorbedingungen für das Neue noch fehlen. Mit den mechanischen Mitteln der schärfsten Gewalt die oppositionellen Regungen des Alten unterdrücken, die Anhänger des früheren Systems politisch rechtlos machen im frommen Glauben, der Machthaber dürfe das von ihm als gut Erkannte Widerstrebenden, die noch nicht so weit sind, aufzwingen, bedeutet die Rückkehr vom sittlichen Gedanken der Demokratie zum Opportunitätsgedanken des aufgeklärten Despotismus und damit freilich auch die Stärkung dieses Gedankens in allen Staaten, auch denjenigen, die noch eine bürgerliche Regierung haben; wie denn zweifellos die bolschewistischen Methoden eine zwar ungewollte und unbewußte, aber wirksame Verstärkung des Geistes sind, aus dem bei uns die beständigen Verletzungen der Freiheitsrechte durch den Bundesrat erwachsen. Den Freiheitsrechten liegt übrigens nicht nur ein tiefer sittlicher Gedanke zu Grunde; sie sind vielmehr auch politisch das allein Richtige; verfügt das Alte noch über lebendige Kräfte, so hülfle alle Unterdrückung nichts, würde vielmehr nur bewirken, daß es später, lange gestaut, nur umso zerstörender die Dämme niederreißt; wie denn erfahrungsgemäß die gewaltsame Unterdrückung von innerlich noch lebensfähigen Bewegungen dieselben am meisten gestärkt hat.

Und wenn wir so nicht an die Gewalt und an die Unterdrückung, sondern an die Freiheit glauben und nur hierauf unsere Hoffnung gründen, so steht uns auch die Geschichte zur Seite. Wir können einem der uns Phantastik und weltfremde Ideologie vorwerfen wollte nur das Eine entgegnen: ob es auf unsere Weise geht, das wissen wir nicht; das ist unser Glaube, den wir mit den Mitteln der Logik nicht beweisen können. Aber daß der Tag des Guten nicht mit Hilfe der Mächte dieser Welt herbeigeführt werden kann, das wissen wir und das hat die Menschheit in ihrer leidvollen Geschichte zur Genüge erlebt.

Ich erinnere mich an Diskussionen früherer Jahre in einem Studentenverein, in dem die Gegner unsere Hoffnungen zu widerlegen suchten mit dem Hinweis auf einen Franz von Assisi oder die großen Erweckungsbewegungen. Sene Männer hätten gewollt und gehofft, was wir, ausgerüstet wohl noch mit größeren Kräften und ihre Hoffnungen seien zu schanden geworden, sie hätten nichts erreicht. Nun ist es freilich eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung, zu glauben, das Wirken etwa eines Franz von Assisi sei ohne Früchte geblieben.

Wir wissen nicht, wie es in der Welt aussähe, wenn wir alle diejenigen Menschen, in denen das Gottesreich wieder in besonderer Macht und Reinheit aufgebrochen ist, aus der Geschichte streichen müßten. Aber wenn die Wirkung nicht dauernder und größer war, wenn wieder Rückschläge erfolgten, wenn das Gottesreich wieder in Verzug geriet, dann war daran gewiß nicht der Radikalismus oder die Absolutheit jener Bewegungen schuld, sondern im Gegenteil der Umstand, daß die Kräfte erlahmten, der Glaube schwächer wurde, und man in irgend einer Weise sich zur Erreichung der letzten Ziele wieder mit den Weltmächten verbündete. Und ebenfalls an Mangel und nicht am Zuviel von Radikalismus sind auch alle bisherigen Revolutionen schließlich zu Grunde gegangen. Ein Mann, der unserem Denken in mancher Beziehung nahesteht, der große Historiker der französischen Revolution Michelet, erinnert beim Sturze der Hebertisten an das Wort Duport's „Pflüget in die Tiefe“ und sagt, daß die Revolution zu Grunde gehen mußte, weil die Girondisten und die Jakobiner in gleicher Weise politische Logiker waren, die auf derselben Linie nur verschiedene Grade vorstellten. Der Fortgeschrittenste, Saint-Juste, sagt er, wagte weder die Religion noch den Unterricht zu berühren, noch in die Tiefe der sozialen Lehren zu bringen, man weiß kaum, was er über das Eigentum für eine Anschauung hatte. Es fehlte also der Revolution um sie zu sichern, die soziale, die religiöse Revolution, in der sie ihren Halt, ihre Stärke, ihre Tiefe gefunden hätte.“

Und so schmerzlich das Warten ist, so schwer es ist, auf scheinbar schnell zum Ziel führende Mittel zu verzichten, so mag uns dieser Verzicht doch eben durch die Gewißheit erleichtert werden, daß in Wirklichkeit jene Wege überhaupt nicht zum Ziele führen und die Gewalt nicht im Stand ist, irgend einen dauernden Zustand herzustellen, daß vielmehr alle dauernden Siege ganz andern Kräften zu verdanken sind.

Ich schließe diese Gedanken mit den Worten, mit denen Max Adler eine Betrachtung über den Märtyrertod des Joh. Huß beendet: „Die Scheiterhaufen des Geistes und das Kreuz der Liebe lassen längst niemanden mehr denken an den stumpfen Widerstand, dem jene leuchtenden Vorkämpfer unseres Geschlechts erlagen, sondern nur an den Geist, der nie versagt, und an die Liebe, die nie vergeht, in deren beider Zeichen alle echten und dauernden Siege erkochten werden.“ Mit diesen Worten hat ein führender Sozialist und einer der bedeutendsten Theoretiker der Sozialdemokratie sich zu unserm Glauben bekannt, daß das Kreuz der Liebe, das Opfer und Leiden, nicht die Gewalt, die stärksten Kräfte sind, von denen allein aus alle wertvollen Umgestaltungen ausgehen können.

Wollte ich hier schließen, so könnte mir der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß meine Ausführungen allzusehr losgelöst seien von den akuten und drängenden Problemen der gegenwärtigen

Wirklichkeit, und keine Antwort gäben auf Fragen, die viele von uns gerade zur Zeit stark bewegen und in quälende Zweifel versetzen, und für die das bisher Gesagte kaum der Versuch einer Lösung ist.

Wir wissen, daß gerade diejenige Bevölkerungsklasse, die der sozialistischen Bewegung die Großzahl der Kämpfer liefert, in einer äußern und innern Lage ist, die sie für die Predigt der Liebe und der Ablehnung der Gewalt wenig empfänglich macht. Ausgeschlossen im Wesentlichen vom Genuß der Güter, die er selbst in harter Arbeit erzeugt, muß der Proletarier zusehen, wie andere sich derselben erfreuen, wie ihnen der Besitz die Möglichkeit nicht nur zu einem äußerlich freien und lebenswerten Dasein, sondern auch die Möglichkeit der freien ungehemmten Entfaltung der geistigen Kräfte verleiht, während ihm der harte Zwang, schon frühzeitig sein Leben „verdienen“ zu müssen, in weitaus den meisten Fällen gerade diese wertvollste Möglichkeit zum mindesten beschränkt. Und der Proletarier von heute empfindet diese Sachlage mit Recht durchaus nicht mehr als „gottgewollte Ordnung“, sondern als eine sehr gewalttätige und deshalb zu Gewalttat aufreizende Menschenordnung. Dazu kommt, daß die vier Kriegsjahre und ihre Folgen die Gegensätze wesentlich verschärft haben, daß in diesen Jahren Elend und Not auf der einen Seite stets gewachsen sind, und auf der andern Seite z. B. eine neue besitzende Klasse entstanden ist, bei welcher die Herkunft des Besitzes jede Entschuldigung ausschließt, und deren Art, ihn zu genießen, besonders verbitternd wirkt. In dieser Situation — die durch eine vielfach verfehlte Wirtschaftspolitik und durch Versuche politischer Entrechtung noch verschärft wird — frei zu bleiben von allen niederen Affekten, von sich zu weisen den Gedanken, durch einen Gewaltakt diese Gewaltordnung zu sprengen, bedarf schon eines sehr gereiften sittlichen Empfindens. Und wo einmal die Hoffnung, ohne Gewalt in absehbarer Zeit Befreiung von all dem Druck, der innern und äußern Not, zu erlangen geschwunden ist, hilft der Hinweis, daß mit Gewalt nichts Dauerndes und Wertvolles zu erringen sei, wenig. Ein Ertrinkender greift nach dem Strohalm, auch wenn ihm alle vernünftige Ueberlegung sagt, daß ihn der Strohalm nicht aus dem Wasser ziehen wird. Der Hinweis auf die furchtbaren Gefahren der Gewalt schreckt den, der wenig oder nichts zu verlieren hat, nicht; dem Proletarier fehlt jenes Bangen des Bürgers um die Feinheiten einer Kultur, die er nicht kennt. „Wenn wir verderben sollen, müßt ihr mit verderben“ konnte man in den Tagen des Generalstreiks auf den Straßen hören. Es ist etwas gleichsam Naturhaftes, was in solchen Zeiten losbricht; wie denn auch Ragaz in der „Neuen Schweiz“ einmal von der kommenden Revolution in einem dem Naturleben entlehnten sehr zutreffenden und klaren Bilde spricht: „Es wird dann in wilden Wogen ausschäumen, was im Laufe langer Zeiten an

Unrecht und Gewalt, z. T. ganz unbeachtet, als etwas Selbstverständliches, auf den Grund der Gesellschaft gesunken ist."

Und da wird nun, besonders für diejenigen von uns, die sich der sozialistischen Bewegung angeschlossen haben, die Frage brennend, wie sie sich verhalten sollen bei einem ohne ihr Zutun und vielleicht gegen die ganze Richtung ihres politischen Willens eintretenden Gewaltausbruch. Und da ist es für mich in den letzten Monaten immer klarer geworden, daß uns keinerlei Gewalttat oder Terror dazu bringen darf, uns von der Sache der Armen und Entrechteten zu trennen. Das Gegenteil wäre Pharisäismus und würde unserer Ablehnung der Gewalt viel von ihrer Ueberzeugungskraft rauben. Was wir dann tragen müssen, ist die Sühne für die gewaltige Schuld, welche die Unterlassungssünden der Gesellschaft über Jahrzehnte aufgehäuft haben, und die nun zu vulkanischen Ausbrüchen führt, für die nicht in erster Linie das Proletariat die Verantwortung trifft. Wenn irgendwo das von den Kriegstheologen zu so seltsamem Unsinn verzerrte Wort vom „Mittragen“ gilt, so hier, wo es dann nicht mitsündigen bedeutet — wir können vielmehr gerade auch dann weiterhin mit all unsern Kräften für eine Abkehr vom Wege der Gewalt wirken — sondern heißt, daß wir uns für alle die vielen Aufgaben positiver Art, die in solchen Situationen zu erfüllen sind, zur Verfügung halten. Gerade in solchen Zeiten hat das Proletariat am allermeisten Menschen nötig, die nicht das Ihre suchen, die nicht irgendwelcher politische Ehrgeiz oder andere niedere Triebkräfte in seine Reihen geführt haben, sondern die allein vom Gedanken des Dienens beherrscht sind.

Aber nun taucht eine zweite, noch wichtigere Frage auf: Können nicht Situationen entstehen, gibt es nicht Verhältnisse, in denen wir nicht nur zur Gewaltanwendung politischer Gesinnungsgeboten, Stellung nehmen müssen, wo vielmehr auch wir selbst an der Gewalt teilnehmen, wo uns die Kräfte fehlen, der richtigen theoretischen Erkenntnis — Erkenntnis, die noch nicht Fleisch und Leben geworden ist, ist gar wenig — zu folgen, wo wir uns nicht mehr anders helfen zu können meinen? Wer sich nicht zu den Lehren Tolstoj's bekennt, wird die Frage für sich bejahen müssen. Es war der Sinn unserer früheren Erörterungen, daß alle Gewalt den Gegensatz bedeutet zum Glauben an die höchsten Kräfte. Und wo nun dieser Glaube fehlt? Es handelt sich hier um feine Fragen, die mit den groben Mitteln intellektueller Logik nicht zu lösen sind. Wir können nicht Kräfte herbeidekretieren, die wir noch nicht haben. Was nicht aus dem Glauben fließt, ist Sünde, und zur Ablehnung aller Gewalt bedarf es eines großen Glaubens, eines Glaubens an den sieghaften Geist, eines machtvollen Gottesglaubens. Lenin hat vom Standpunkt des Menschen, der nicht an die schöpferische Kraft des Geistes, sondern nur an die vorhandenen natürlichen Gegebenheiten

glaubt, völlig recht, wenn er die Meinung, ohne jede Gewalt zu einer neuen Gesellschaftsordnung gelangen zu können, als Unfönn bezeichnet. Und es bedarf umso größeren Glaubens, je wertvoller und namentlich auch je bedrohter das Gut ist, das wir durch Gewalt zu retten meinen; und auch desto größeren Glaubens, je harmloser und je weniger zerstörend und brutal die in Frage kommende Gewaltanwendung ist, womit auch der von religiösen Logikern und Konsequenzziehern so wenig begriffene Umstand zusammenhängt, daß derselbe Mensch in einer bestimmten Lebensbeziehung die Gewalt ablehnen, in einer andern sich derselben bedienen kann. Nicht alles reift hier zur selben Zeit, und in einem Fall können die Glaubenskräfte, die vorhandenen Gotteskräfte bereits ausreichen, im andern nicht. Ich weise nur darauf hin, daß selbst die reine, von ihrem eignen Ideal noch nicht abgefallene Demokratie ein Gewaltmoment enthält. Wie viele von uns möchten unter den heutigen Verhältnissen da, wo dieses Gewaltmoment schutzwürdigen Interessen zu Gute kommt, darauf verzichten, z. B. auf Fabrikgesetz u. a.? Und so erscheinen mir auch Situationen im individuellen wie im politischen Leben denkbar, in der wohl die meisten von uns die Kraft noch nicht hätten, selbst die Anwendung von Gewalt im engern Sinne abzulehnen, Situationen, in denen uns äußerst wertvolle Güter aufs stärkste bedroht sind und jeder andere Weg der Rettung versperert erscheint. Es ist seltsam, wie auch Theologen, die in eingehenden Streitschriften auseinandergesetzt haben, welch großen Glauben es zur militärischen Dienstverweigerung bedürfe, wie man sich hüten müsse, aus bloßer theoretischer Erkenntnis etwas vor schnell zu tun, was nur als Frucht des Glaubens wachsen dürfe, diese Wahrheit im sozialen Bürgerkrieg vergessen. Mir erscheint sogar die Verweigerung des Gewaltdienstes gegenüber dem Proletariat des stärkeren Glaubens zu bedürfen, als die Militärdienstverweigerung; schon weil die Militärdienstverweigerung für viele gar keine Glaubensfrage mehr ist, weil ihnen der heutige militaristisch-kapitalistische Machtstaat kein sittliches, der Verteidigung wertvolles Gut mehr bedeutet.

Und noch auf eines mag in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: gerade bei der Verweigerung des Gewaltdienstes gegenüber dem Proletariat bedarf es der eindringlichen Selbstprüfung, der Prüfung der innersten Beweggründe; denn nirgends ist die Gefahr größer, daß weniger edle Triebkräfte — wobei ich weniger an Feigheit denke (Gewaltabwendung braucht keineswegs mit persönlicher Gefahrlosigkeit verbunden zu sein) als z. B. an eine feinegoistische Sorge um die innere Seelenruhe — sich in die höchsten und kraftvollsten Motive verkleiden; bei der Militärdienstverweigerung ist diese Gefahr erheblich kleiner, weil sie bedeutend mehr Opfer kostet, weil die damit verbundene Freiheitsberaubung und soziale Nechtung ein großes Maß von Tapferkeit und Seelenstärke erfordert.

Ich empfinde selbst sehr den Widerspruch, als klare Einsicht das Gefährvolle, ja fast Ausichtslose der Gewalt zu verkünden und nun doch zuzugeben, daß wir in der Praxis der sozialen Kämpfe kaum ohne alle Gewalt auskommen werden. Aber ich finde aus diesem Widerspruch keine Lösung. Keine Lösung ist mir jener doktrinaire Radikalismus, der sich damit begnügt, alle und jede Gewalt von vornherein abzulehnen. Es liegt in ihm eine besondere Gefahr, weil er jedes Verhältnis zur Wirklichkeit verliert und deshalb leicht in sein Gegenteil umschlägt. Er ist das religiöse Analogon zu einer gewissen Abart des Zimmerwaldismus auf politischem Gebiet. Beiden fehlt die Möglichkeit der Differenzierung, der „Sinn für das Zweitbeste“, die Fähigkeit zur Empörung über das Böse, wo es am konzentriertesten in Erscheinung tritt. Dem einen geht auch die stärkste politische und soziale Unterdrückung unter im allgemeinen Begriff des kapitalistischen Machtstaates, dem andern auch das fluchwürdigste Verbrechen im Begriff der „allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit“ von der ja der Beste nicht frei ist.

Und ebenso wenig möchte ich schon in der Theorie einen unheilvollen Kompromiß schließen in der Weise, daß für eine bestimmte Kategorie von Situationen und Institutionen von vornherein die Gewalt als heute noch notwendig erklärt wird. Vielmehr handelt es sich hier immer um eine Frage, die gar nicht allgemein, sondern nur aus dem Einzelgewissen nach Maßgabe der dem Einzelnen geschenkten Gotteskräfte, und aus der konkreten Situation nach Maßgabe der Glaubenskräfte, die diese konkrete Situation verlangt, kann entschieden werden. Allgemeingiltiges läßt sich mehr nicht sagen, als daß ein jeder aus aller Kraft und in aller Treue in dieser Beziehung tut, was er jetzt schon aus dem ihm geschenkten Glauben heraus tun kann in der Gewißheit, eben dadurch auch im Glauben zu wachsen und zu noch Größerem befähigt zu werden. „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.“ Unser Elend liegt ja auch weniger darin, daß wir die Fülle des Glaubens noch nicht haben, als daß wir mit dem uns geschenkten Pfund nicht besser wuchern. Nur aus den schon vorhandenen Glaubenskräften handeln — die notwendige Voraussetzung dafür, daß Gott unserm Unglauben helfen kann — wäre schon ungeheuer viel, mehr als die meisten heute tun. Denn Glauben bedeutet immer ein Wagen, ein Preisgeben weltlicher Sicherungsmittel. „Nur aus dem Glauben handeln“ heißt natürlich nicht — wie es oft, wenn man manche Theologen hört, den Anschein hat — auf göttliche Kräfte erst dann bauen, wenn man die weltlichen Sicherungsmittel nicht mehr nötig hat (z. B. bezüglich der Abrüstungsfrage, „nach dem Krieg“). Und des weitern ist freilich notwendig, daß wir da, wo die Kräfte noch fehlen und wir zur Anwendung irgendwelcher Gewalt greifen, die Gewalt in keiner Weise vom guten Ziele her verklären, sondern uns schmerzlich bewußt bleiben, daß alle Anwendung von Gewalt ein Zeichen von Schwäche, ein Zeichen des Mangels an Geist ist. Diese innere

Einstellung zur Gewalt ist auch von entscheidender Bedeutung für die Richtung der politischen Entwicklung. Wird die Gewalt von vornherein in das Programm aufgenommen, als die einzig noch mögliche Methode, wird sie von vornherein, wie Lenin es getan hat, als unvermeidlich dekretiert bei jeder revolutionärer Entwicklung, in jedem Lande und auf lange Zeit, dann wird der Gewaltgeist gestärkt, entsteht eine im politischen Leben wirkende gewalttätige Willensrichtung, die zu Gewalttaten zweifellos auch führt, wo keine äußerste Notwendigkeit dazu zwingt. Anders, wo man der Gewalt innerlich ablehnend gegenübersteht, und erst aus einer konkreten verzweifelter Situation heraus zu diesem Mittel greift im schmerzlichen Bewußtsein der furchtbaren Gefahren, die dieses Mittel in sich birgt, und deshalb auch nicht einen Augenblick die Möglichkeit eines andern Weges, der Abkehr vom Wege der Gewalt außer Acht läßt; selbst ein Revolutionär wie Bakunin, der die Gewalt keineswegs ablehnte, sagt einmal: „Blutige Revolutionen sind manchmal infolge des menschlichen Stumpfsinnes notwendig, doch sind sie stets ein Uebel, ein entsetzliches Uebel und ein großes Unglück. Nicht nur wegen der Opfer, sondern auch wegen der Reinheit und Vollkommenheit des Zwecks, der zu verfolgen ist und in deren Namen man sie ausführt.“ Dieses Bewußtsein, daß die blutige Revolution ein „entsetzliches Uebel“ ist, das zu vermeiden man die ganze Kraft einsetzen sollte, vermißt man hier und da beim doktrinären Bolschewisten, und im Fehlen dieses Bewußtseins liegt die große Gefahr. Daß Lenin gewalttätig gehandelt hat, dafür mag er sehr viel Rechtfertigungsgründe haben; wir wissen nicht, wie viele Menschen in dieser Lage hätten anders handeln können. Weit schlimmer und gefährlicher ist sein Bestreben, aus dem einer verzweifelter Situation entsprungenen Verhalten eine neue Geschichtsphilosophie zu machen, die als verderbliche Geistesmacht weiterwirkt.

An einem Beispiel möge das Gesagte nochmals veranschaulicht werden. Eine Tat, die mich immer stark bewegt und auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat, ist die Ermordung des Grafen Stürgh durch J. Adler. Was dieser Tat ihren besondern Charakter verleiht, ist die Person des Attentäters: ein geistig und sittlich überaus hochstehender Mensch, jeder Gewalttat aufs äußerste abgeneigt, das Töten als etwas durchaus untermenschliches empfindend. Wie er vor dem Kriege in Versammlungen immer den Verteidigern der Gewaltmethode entgegengetreten ist, so hat er nun neuerdings sich ausdrücklich vom „Bolschewismus“ losgesagt. Was ihn aber die Tat selbst, geboren aus der äußersten Verzweiflung und aus einer Situation, in der jeder andere Weg versperrt schien, innerlich gekostet hat, spüren wir nicht nur erschütternd in seiner Verteidigungsrede, wir fühlen das Ringen mit dem Gedanken des Tötens, das verzweifelte Suchen nach einer Lösung des Gewaltproblems auch heraus aus einer kleinen Rezension, die er einige Monate vor der Tat veröffentlicht hat über Max Adlers Schrift

„Politik und Moral“. Und nun ist es eben dieses klare Bewußtsein, etwas durchaus Untermenschliches zu tun, dieses Ringen und diese innere Qual, was dem Mord etwas von der zerstörenden und niederziehenden Wirkung, die er an sich haben müßte, nehmen und dem Opfer, das in der Tat, mit der er Freiheit und eigenes Leben aufs Spiel setzte, seine Wirkung sichern kann. Es ist als ob in der die Zukunft bestimmenden geistigen Atmosphäre dieses Uneinsseins des Täters mit seiner Tat, die verderblichen Wirkungen, welche der Gewaltakt an sich hat, paralisieren würde.

II.

Nach diesen Ausführungen über das Gewaltproblem erscheint es nötig, mit einigen Worten wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung nun die positiven Aufgaben für uns liegen, deren Erfüllung gleichsam eine Kompensation bedeutet für die Ablehnung der Gewaltmethode. Wir sind davon ausgegangen, daß der wissenschaftliche Sozialismus, auch seine edelsten Vertreter, wie Adler es für seine besondere Errungenschaft gegenüber den früheren Utopisten ansieht, daß er dem sozialistischen Ideal seine realpolitische Basis in den ökonomischen Interessen der Arbeiterschaft gab, daß nach ihm die Befreiung des vierten Standes nur das Werk der Arbeiterschaft selbst sein könne, daß jetzt der Sozialismus an das Interesse der Beherrschten, nicht mehr wie bei den Utopisten, an Vernunft und Gerechtigkeit der Herrschenden appelliert. Und wir haben schon betont, daß wir gerade diese geistige Wandlung des Sozialismus für keinen Fortschritt halten. Einmal ist uns die Möglichkeit, daß die Arbeiterklasse überhaupt für sich allein imstande ist, das Befreiungswerk durchzuführen, zweifelhaft. Der Neuaufbau bedarf sehr vieler geistiger Kräfte und Fähigkeiten, über welche die Arbeiterklasse allein nicht verfügt. Ich erinnere hier an das, was ich früher vom selben Gesichtspunkt aus über den sehr beschränkten Nutzen der Erringung der parlamentarischen Mehrheit gesagt habe. Gerade diese Fähigkeiten lassen sich aber gegebenenfalls am allerwenigsten auf dem Dekretsweg in den Dienst des Neuen stellen, weil geistige Arbeit überhaupt nur bis zu einem beschränkten Grade erzwungen werden kann und dem Bürgertum der Ausweg passiver Resistenz so gut offen stehen wird wie heute der Arbeiterschaft. Ich halte es aber besonders auch nicht für wünschbar, wenn die Verwirklichung des sozialistischen Ideals nur das Werk der Arbeiterklasse selbst wäre. Das sozialistische Ideal ist uns keine Interessensache, sondern eine Angelegenheit jedes Menschen. Es bedeutet für uns die Ueberwindung von Ordnungen, die auf dem Unglauben, dem Abfall von Gott ruhen, bedeutet uns die Verwirklichung der Gerechtigkeit und der Liebe auch im wirtschaftlichen Leben. Und gerade darin besteht nun eine unserer Aufgaben — die von der offiziellen Sozialdemokratie ihrer ganzen Dogmatik und Taktik nach vernachlässigt werden muß — der bürgerlichen Klasse, auch den Bauern, das sozialistische Ideal in seiner ganzen Reinheit

und Schönheit zu zeigen, zu zeigen, daß es sich hier nicht bloß um eine neue Wirtschaftsform handelt, sondern um Erlösung von viel innerer Not und Schuld, um die Erlösung von den unser gesellschaftliches Leben jetzt beherrschenden widergöttlichen Mächten, daß es sich hier auch um ihre eigene Sache, allerdings nicht im ökonomisch-materiellen, aber im geistig-sittlichen Sinne handelt. Gerade freilich, weil wir an die ökonomischen Interessen hiebei nicht appellieren können, in dieser Beziehung vielmehr Opfer fordern, bedarf es für diese Aufgabe, die auf die Weckung der höchsten sittlichen Kräfte ausgeht, eines starken Glaubens; nicht freilich des Glaubens der frühen Utopisten „an die unverwüßliche Güte der Menschennatur“ aber des Glaubens, daß es freilich etwas Höheres gibt als die bei vielen Theologen so beliebte „sündige Menschennatur“, des Glaubens an die schöpferische Energie des lebendigen Gottes.

Den Sozialismus überhaupt als dringende Kulturforderung zu zeigen ist eine besonders wichtige Aufgabe gegenüber den vielen Angehörigen der „besitzenden Klasse“, die zwar kein ökonomisches Interesse an der radikalen Aenderung des Bestehenden haben, aber auch, weil sie im Wesentlichen vom Ertrag ihrer Arbeit leben, den ihnen auch der Sozialismus garantiert (auch dort wird bis zu einem gewissen Grade qualifizierte Arbeit qualifiziert belohnt werden) kein wesentliches Interesse an dessen Beibehaltung und die sich zurzeit im gegnerischen Lager nur befinden, weil sie in politischer Naivität vom Sozialismus eine Gefährdung ihrer kulturellen, geistigen Interessen befürchten. Ich denke hiebei u. a. auch an die sogenannten Intellektuellen, deren besondere Beziehungen zum Sozialismus Max Adler in seiner Schrift „der Sozialismus und die Intellektuellen“ tiefdringend aufgezeigt hat.

Und in dieser Aufgabe kommen uns nun gerade heute macherlei Umstände zu Hilfe, welche die Ueberzeugungskraft des sozialistischen Ideals verstärken. Gerade deshalb haben heute die Gewaltmethoden etwas besonders Gefährliches, weil in ihnen selten etwas Ueberzeugendes liegt, weil sie eine an und für sich günstige Situation verderben können und in Menschen, die vielleicht jetzt empfänglich wären für das Neue, wieder dumpfe Abwehrreflexe wachrufen. Wir dürfen nicht vergessen: Vor dem Krieg war doch noch viel ehrlicher Glaube vorhanden an den ideologischen Ueberbau der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, es lag noch etwas idealer Glanz um sie; das ist in den Erfahrungen und der Not der letzten Jahre zu Grunde gegangen. Der Kapitalismus ist heute sittlich gerichtet, seine Ideologie gebrochen. Sehr viele Menschen, oft, wie jeder in seinem eignen Kreise erfahren haben wird, Menschen, von denen man es kaum gedacht hätte, sind heute bereit, ein Neues zu hören, sind irgendwie mit der alten Ordnung der Dinge zerfallen. Es gilt, die Erde zu pflügen, die die innere und äußere Not der letzten Jahre bereitet hat. Als Beispiel für die Arbeit, die ich hier im Auge habe, möchte ich auf ein Buch hinweisen, das in dieser Richtung eine Tat bedeutet,

auf die „Neue Schweiz“ von Ragaz. Etwas vom Wertvollen in diesem Buch liegt für mich darin, daß es den Versuch unternimmt, allen den Vielen in unserem Lande, die nicht der sozial-demokratischen Partei angeschlossen sind, die sich aber nach etwas Neuem sehnen, nun das, was wir als Wahrheit erlebt haben, als Antwort auf ihre Fragen zu bieten, daß hier die tiefsten Erkenntnisse verkündet sind in einer ganz undogmatischen Sprache, nicht im sozialdemokratischen und nicht im religiös-sozialen Idiom — das Fehlen dieses Idioms scheint manchen Theologen zum Anlaß geworden zu sein, über Mangel an Tiefe zu klagen — sondern in der dem einfachen Schweizer vertrauten Sprache, anknüpfend an seine bekannte Vorstellungswelt und Gedankenwelt.

Die Aufgabe, das sozialistische Ideal, so wie wir es verstehen, in seiner ganzen Weite und Tiefe als eine heilige Menschheitsache zu vertreten, haben wir aber nicht nur gegenüber der bürgerlichen Klasse, sondern auch gegenüber der Arbeiterbewegung selbst. Nicht daß ich etwa meine, wir sollten in der Sozialdemokratie Hüter der „reinen Lehre“ sein, Hüter irgend einer reinen Lehre hat gerade der Sozialismus genug; sondern vielmehr Hüter des „reinen Herzens“ der Bewegung und auch das wiederum nicht in der Meinung, wir seien hierzu die besonders Berufenen, weil wir vom Evangelium her zum Sozialismus gekommen sind; in manchem einfachen Arbeiter, der von „Religion“ nichts wissen will, lebt das wahrhafte sozialistische Ideal vielleicht schon stärker und reiner und leidenschaftlicher als bei vielen von uns. Aber wie jede Idee ist auch das sozialistische Ideal in steter Gefahr, im politischen Kampfe verengert, verflacht, von seiner Höhe herabgezogen zu werden, und es ist die selbstverständliche Aufgabe aller, die von diesem Ideal im Innersten ergriffen sind, es vor dieser Gefahr zu bewahren. Ein allen offenstehender Weg, dieser Aufgabe zu genügen, ist der entschiedene Anschluß an die Arbeiterbewegung, an die sozialdemokratische Partei. Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, die heute den organisierten Kampf gegen die gegenwärtige widerchristliche Gesellschaftsordnung führt, die Arbeiterbewegung die einzige Bewegung, die deren radikale Ueberwindung anstrebt. Diese Gleichheit des politischen Zieles ist es, was uns zum vorneherein mit ihr verbindet. Es liegt mir nun durchaus fern, aus dem Eintritt in die Partei ein Dogma, ein Gesetz zu machen, es kann Individualitäten geben, deren besondere Wirkungsmöglichkeiten in einer durchaus andern Richtung liegen und deren große Leistungen in jener Richtung — die ja mittelbar auch wieder der sozialistischen Bewegung, soweit sie vorwärtsdrängende, schöpferische Bewegung ist, zugute kommen — sie von der hier genannten Aufgabe, die ihnen vielleicht wenig liegt, dispensieren. Auch sind zweifellos „Spezialfälle“, spezielle Situationen denkbar, in denen der Anschluß an die Partei nicht als das Gegebene erscheint. Was dagegen

an Gründen allgemeiner Art von unsrer Einstellung her gegen den Eintritt in die sozialdemokratische Partei geltend gemacht wird, hat auf mich nie sehr überzeugend gewirkt. Ich habe diese Gründe stets von neuem ernsthaft und gewissenhaft geprüft, und gefunden, daß sie sich alle auf dieselbe Formel zurückführen lassen, daß nämlich auch die Sozialdemokratie ein Kind unserer Zeit, ein Kind des kapitalistisch-mechanistischen Zeitalters ist, daß sie vielfach denselben Mächten zum Opfer gefallen ist, die sie überwinden möchte; wir finden vielfach dieselbe geistige Einstellung, die das Verderbliche unsrer Kultur ausmacht, den Glauben an das Quantum, an die Zahl, z. B. an die Mitgliederzahl, finden den Glauben an die Gewalt, den Aberglauben an das Wissen und die Wissenschaft, wir finden die unsre heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung tragenden Gedanken, daß nur der Appell an das Interesse, an den Egoismus den sozialen Bau aufrechterhalten u. s. f. Aber kann das ernstlich ein Grund sein, sich fernzuhalten? Müssen wir, wenn es uns ernst ist mit dem Kampf gegen den „Zeitgeist“, diesen Kampf nicht gegenteils auch gerade da führen, wo es ein besonderes Unglück wäre, wenn er wieder die Oberhand gewänne, wo damit eine große Hoffnung zuschanden würde? Denn wiewohl das Schicksal der sozialistischen Bewegung nicht an der Sozialdemokratie hängt, und noch weniger das der Reichsgotteshoffnung, und es irgendwie auch ohne sie und selbst gegen sie gehen würde — bei Gott gibt es viele Möglichkeiten — so hängt doch für die ganze Art der Entwicklung in nächster Zeit überaus viel vom Charakter und der Orientierung der Sozialdemokratie ab, manches könnte leichter gehen, früher reifen, vieles uns erspart bleiben, wenn die gegenwärtig mächtigste Organisation der sozialistischen Bewegung vom rechten Geiste beseelt ist und nicht der erste Versuch, das sozialistische Ideal in Wirklichkeit überzuführen, auf ein falsches Geleise gerät.

Indes höre ich den Einwand, daß eine Organisation, die ein Neues will, in ganz besonderem Maße vom Geist des Alten frei sein müsse, sonst sei von vornherein die Hoffnung aufzugeben, daß sie dem Neuen wirklich dienen könne. Wo aber in aller Welt lassen wir uns sonst von dieser Logik leiten, daß der zeitweilige und teilweise Abfall vom eignen Ideal unfähig mache, diesem Ideal näherzukommen? Etwa in unserm individuellen Leben? Oder bei der Kirche, deren Abfall vom Evangelium doch zweifellos weit größer ist als der Abfall der Sozialdemokratie vom sozialistischen Ideal in seinem tiefsten Sinne? Ziehen wir da nicht eher die gegenteilige Konsequenz, daß nämlich das Vorhandensein des Ideals den Kampf um die Erneuerung besonders aussichtsreich mache, weil wir in diesem Kampf an jenem Ideal den stärksten Bundesgenossen haben? Man mag über die Sozialdemokratie denken, wie man will — es zeugt nicht von jenem Weitblick, der besonders dem Akademiker eignen sollte, eine seit Jahrzehnten bestehende und über alle Länder

verzweigte Organisation zu beurteilen nach lokalen und momentanen Zufälligkeiten — in ihren letzten politischen Zielen leuchtet etwas auf, das sie von allen andern Parteien unterscheidet, fühlen wir die innersten Triebkräfte der Bewegung, zeigt sich etwas, das hinter ihr steht und größer ist als sie, aber immer wieder in einzelnen Führern, wie in vielen einfachen Arbeitern, lebendige Gestalt gewinnt und ihnen die Kraft und den Mut gibt, zu all den furchtbaren Opfern und Mühen, die sie im Dienste der sozialistischen Sache bringen. Was die Sozialdemokratie fundamental von allen andern Parteien unterscheidet und sie mit uns verbindet, ist der Umstand, daß die bürgerlichen Parteien ihre Ziele, selbst ihre fortschrittlichen Reformziele verwirklichen können ohne ein Neuerwachen göttlichen Lebens, während die Sozialdemokratie ihr Ziel überhaupt nicht erreichen kann ohne ein Neuausströmen von Gotteskräften — trotz dem sozialdemokratischen Dogmenglauben an „kausale Entwicklungsnotwendigkeiten“. Die bürgerlichen Parteien brauchen uns und das, was wir an Hoffnungen haben und an Kräften ersehnen, überhaupt nicht, die Sozialdemokratie ist ohne jene Kräfte verloren. Und wenn ich nun sehe, wie viel echter, tiefer, praktischer Idealismus in so vielen Arbeitern und Arbeiterführern heute vorhanden ist, mögen ihre theoretischen Anschauungen auch noch so „materialistisch“ sein, so ist es mir etwas Unheimlich-unbegreifliches, wie viele von uns, statt diesen guten Kräften Hilfe zu bringen, sie mit den eignen zu verbinden, beiseite stehen. Immer mehr erscheinen mir jene Versuche, neue Parteien zu gründen mit ungefähr denselben politischen Zielen, wie die Sozialdemokratie, aber einer tiefern Begründung — einer tiefern Begründung für eine Sache, welche die Sozialdemokratie unsrer Zeit überhaupt erst wieder ins Bewußtsein hat rufen müssen — als ein Zeichen geistlichen Hochmuts.

Geistiger und geistlicher Hochmut scheint leider überhaupt heute ein besonderes Kennzeichen namentlich der Intellektuellen zu sein, ganz im Gegensatz zu der Epoche vor hundert Jahren, wo die Gebildeten sich noch nicht vom „Volk“ gesondert hatten. Und doch waren gewiß jene Volksbewegungen nicht freier von den Schlacken des Irdischen, ihre Träger nicht lauter Engel. Aber die Intellektuellen scheinen damals weniger ästhetisch und „zartbesaitet“, und dafür willensstärker und gläubiger gewesen zu sein.

Anderß würde die Situation für uns erst, wenn die Sozialdemokratie einmal Menschen unsres Glaubens überhaupt nicht mehr in ihren Reihen dulden würde. Das ist aber heute keineswegs der Fall. In dem Chaos von Meinungen und Ueberzeugungen, das heute in der Partei herrscht, darf unsere Anschauung vertreten werden und wird auch vertreten. Parteidisziplin im eigentlichen Sinne als äußere Bindung an Parteibeschlüsse existiert überhaupt

nur für Parteifunktionäre, und man kann sehr wohl der sozialistischen Sache dienen in der Partei, ohne Nationalrat zu werden.¹⁾ Die Schwierigkeiten innerer Natur können aber doch nur den abschrecken, der überhaupt im Sinne hat, sich jenen Unannehmlichkeiten, die das Entstehen für eine große Wahrheit jederzeit und überall mit sich bringt, zu entziehen.

Es ist aber noch etwas anderes, was uns zur Sozialdemokratie führt. Die Sozialdemokratie ist nicht nur politische Partei, sie ist auch Kulturbewegung. Es war Fichte, der vor mehr als hundert Jahren eindringlich seinen Zuhörern und seinem Volke die heute von unsern Intellektuellen weniger als je begriffene Wahrheit ins Bewußtsein rief, wie lebensunfähig eine Kultur sei, die nur von einer dünnen Oberschicht der Gesellschaft getragen werde, wie eine Kultur nur durch die werktätige Teilnahme der ganzen Masse des Volkes bestehen kann oder untergeht. Und es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Sozialdemokratie, zuerst in einer dumpf und „zufrieden“ dahinlebenden Masse den Gedanken wachgerufen zu haben, daß sie nicht nur zur Arbeit für andere da seien, sondern Anrecht hätten auf ein eigenes Leben, und durch diese Erweckung des Lebenswillens sie „begehrlich“ gemacht zu haben nach den geistigen Gütern, nach den geistigen Errungenschaften der Kultur. Und sie versucht es auch, soweit es in den heutigen Verhältnissen möglich ist, diese Begehrlichkeit zu stillen. Wenn hiebei dem Arbeiter nicht immer gerade das geboten wird, was er braucht, wenn vielfach — durchaus nicht immer — Oberflächlichkeit und ein engherziger, dogmatischer Geist diese Bestrebungen beherrschen, sie auch oft mehr geleitet sind vom Bestreben, tüchtige Parteimenschen, welche die paar dürstigen Dogmen gut hersagen, zu erziehen, statt dem Menschen im Arbeiter zu helfen, wenn oft auch einfach die Kräfte fehlten, so ist das unsere Schuld, Schuld aller derer, die in den letzten Jahrzehnten abseits gestanden sind und die Arbeiterchaft sich selbst überlassen haben. Denn es bedarf zur Erfüllung dieser Aufgabe Menschen, die überhaupt Fühlung mit den Arbeitern haben, ihr Denken und Empfinden verstehen, von denen die Arbeiter wissen, daß sie auch sonst für sie kämpfen. Der Arbeiter hat ein nur durch

¹⁾ Immerhin mag darauf hingewiesen werden, wie vieles auch hier übertrieben wird von jenen, die bei der sozialdemokratischen Partei jeden Splitter, bei andern Parteien nicht einmal den größten Balken sehen. Wir haben z. B. in Basel nur einen sozialdemokratischen Nationalrat, und dieser steht in wesentlichen Fragen, z. B. der Frage der Landesverteidigung, auf einem andern Boden als die Mehrheit der Partei; wir haben in Basel einen sozialdemokratischen Vorsteher des Finanzdepartements, der bei verschiedenen Gelegenheiten, selbst in Steuerfragen, eine durchaus andere Stellung eingenommen hat als die Großratsfraktion und der trotzdem jeweils ohne Opposition wiedergewählt wird; dagegen haben wir einen bürgerlichen Regierungsrat, der ein einziges Mal, nämlich in der Frage des Truppenaufgebots beim Generalstreik, eine Stellung einnahm, die das Sparheft des Bürgers gefährdete und der deshalb acht Tage später aus Gesundheitsrücksichten demissionierte.

zu viele Erfahrungen gerechtfertigtes Mißtrauen gegenüber Personen, die der Bewegung völlig fern stehen, ein Mißtrauen, das sich weniger gegen die einzelnen Personen, als gegen die bürgerliche Wissenschaft und ihre vermeintliche Objektivität richtet, vielfach auch verursacht ist durch die Art, wie etwa derartige Versuche unternommen wurden (Sport, geistige Wohltätigkeit). Hier nun, etwa im Bildungswerk des Arbeiterbundes oder in der Jugendorganisation, wartet eine lohnende Aufgabe auf uns, besonders auf diejenigen unter uns, die für Politik im engeren Sinne nicht viel übrig haben, und aus politischen Gründen allein sich der Sozialdemokratie nicht anschließen. Wir wollen ja überhaupt nicht als Führer zur Sozialdemokratie kommen, sondern um zu helfen und uns zur Verfügung zu stellen, um mit den Gaben und Fähigkeiten, die wir dank einem gütigen Geschick in uns ausbilden konnten, denen, die es weniger gut hatten, zu dienen. Wird diese Aufgabe mit Ernst und Gründlichkeit unternommen, so ist sie nicht nur sehr schwer, sondern auch verheißungsvoll und lohnend, nicht nur wegen der Freude, die in allem Geben und Helfen liegt, sondern weil wir auch Vieles dabei empfangen.

Mit dem, was wir über die Wünschbarkeit eines Anschlusses an die Arbeiterbewegung und über unsere besonderen Aufgaben in dieser Bewegung gesagt haben, hängt eng eine andere Forderung zusammen, auf die ich zum Schluß noch zu sprechen kommen möchte, daß wir nämlich Ernst machen mit dem sozialistischen Ideal im persönlichen Leben. In erster Linie denke ich hierbei daran, daß wir im persönlichen Leben, in unserm Verkehr mit den Menschen die Wahrheit durchführen müssen, die dem sozialistischen Ideal zu Grunde liegt, nämlich, daß jeder Mensch heilig ist und seine Freiheit unantastbar, daß unser Leben also Heiligung des Menschen, Dienst am Menschen sein muß, in jeder Beziehung und gegenüber jedem Menschen, der uns irgendwie anvertraut ist. Aber ich denke weiter auch an das, was die meisten im Auge haben, wenn sie vom Ernstmachen mit dem sozialistischen Ideal reden, nämlich an eine gewisse Einfachheit der Lebensführung, an ein Loskommen von manchen Gewohnheiten und Annehmlichkeiten des bürgerlichen Lebens. Gewiß gibt es hier eine engherzige Ueberängstlichkeit und Pedanterie und ich gehöre nicht zu denen, die einem Sozialisten Heuchelei vorwerfen, wenn er gelbe Schuhe trägt. Die Hauptsache bleibt, soweit es sich nicht um Genüsse handelt, die in schweren Zeiten aufreizend wirken oder direkt auf Kosten anderer gehen, selbstverständlich die innere Freiheit, die innere Möglichkeit, alles im Stich zu lassen und preiszugeben, wenn es einmal sein müßte. Aber waren die schweren Kämpfe, die Tolstoj in dieser Beziehung mit sich selbst geführt hat, und die ihn verfolgt haben bis in die Fieberträume des Sterbenden, nicht vielleicht doch mehr als bloße moralische Gefeklichkeit, waren sie nicht vielleicht tiefe Lebenserfahrung? Stammten sie nicht vielleicht aus der Erfahrung, daß die innere Freiheit schwer zu erringen ist

beim einfachen Weiterleben in der bürgerlichen Welt mit ihren geistigen und materiellen Genüssen? Denn wir dürfen nicht vergessen, daß all das, die ganze bürgerliche Lebenskultur durchaus nicht böse ist an sich, daß manches noch mit viel Glanz und Feinheit erfüllt ist und Anziehungskraft auch auf feinere Naturen hat. Und das Gefährliche liegt nun darin, daß man diesen Dingen doch, fast unbewußt, mehr Wert beimißt, als ihnen zukommt, ihre Zerstörung, etwa bei einer Revolution, fürchtet, und diese Furcht die Kampfesfreude im Kampf gegen die alte Welt, mit der eben auch manche Feinheit der alten Welt untergehen kann, mindert. Auch ist zweifellos, daß eine ganz andere Lebensweise, ein ganz anderes Milieu in starkem Maße das völlige Mitempfinden und Mitfühlen mit den Angehörigen der arbeitenden Klasse — die notwendige Voraussetzung z. B. für jede fruchtbare Bildungsarbeit — erschwert. Es läßt sich überhaupt allgemein sagen, daß in Krisenzeiten, weil sie eine ganz besondere Konzentration der seelischen Kräfte verlangen, oft Verzicht notwendig sind, die in normalen Zeiten nicht gefordert werden müssen. Schließlich ist ja auch sonst die Einfachheit der Lebensführung nur von Gutem. Sie kann in uns Kräfte wecken, wo das Gegenteil leicht zu Verweichlichung führt; und sie kann uns namentlich helfen, das Vertrauen des Arbeiters zu gewinnen. Denn gerade, wenn wir eine so durchaus andere Taktik vertreten und den Gewaltgeist bekämpfen, ist es besonders wichtig, von vornherein das Mißtrauen zu entkräften, unsere Stellungnahme sei, uns selbst vielleicht nicht klar bewußt, durch persönliche Rücksichten mitbedingt. Selbst dann werden wir noch mit dem Einwand kämpfen müssen, daß uns das „Warten“ in den alten Ordnungen bedeutend leichter falle als dem Arbeiter.

Allgemeine Regeln lassen sich indes hier nicht aufstellen, es handelt sich wieder um ganz persönliche Fragen, die jeder mit sich selbst ausmachen muß. Wir wollen ja neues Leben, der Buchstabe aber tötet. Es gilt auch hier, was wir zum Gewaltproblem bemerkt haben, daß alles aus einem lebendigen Glauben und aus der Liebe fließen müsse, nicht aus moralischer Gesetzmäßigkeit.

¹⁾ „Wenn Ihr fühlt, daß es Euer Gewissen drückt, dieses ‚Essen, trinken, auf die Jagd gehen, nichts tun‘, und wenn Ihr das wirklich fühlt und es Euch wirklich so leid tut um die ‚Armen‘, deren es so viele gibt, so gebt ihnen Euer Hab und Gut und gehet hin, um für sie alle zu arbeiten und ‚erwerbet den Schatz im Himmelreich dort, wo man nicht sammelt noch trachtet —‘. Geht wie ‚Was‘, von dem es heißt:

„Groß war diese Kraft der Seele,
Die da anzog Gott zu dienen.“

¹⁾ Dostojewsky in der eingangs zitierten Betrachtung über „Eine der wichtigsten gegenwärtigen Fragen“.

Und sagt nicht: ‚ich bin bloß eine machtlose Eins,‘ oder: ‚wenn ich allein mein Vermögen verteile und dienen gehe, so kann ich damit doch nichts verbessern.‘ Im Gegenteil, wenn es nur einige wenige solcher gibt, wie Ihr, so ist die Sache schon durchgeführt. Und im Grunde ist es nicht einmal unbedingt nötig, sein Gut zu verteilen, — jede Unbedingtheit würde hier, in der Tat der Liebe, einer Uniform gleichen, einer Rubrik, dem Buchstaben. Die Ueberzeugung, daß man den Buchstaben erfüllt hat, führt nur zu Stolz und Faulheit. Man soll nur das tun, was einem das Herz befiehlt: Gebietet es Euch, Eure Habe zu verteilen — so verteilt sie, gebietet es Euch, für die andern arbeiten zu gehen — so geht. Doch auch hier tut nicht wie etliche Träumer, die sich sofort an die Schiebkarre machen, was ungefähr heißen soll: ‚Ich will kein Herr sein, ich will arbeiten wie ein Bauer.‘ Die Schiebkarre ist wiederum — ‚Uniform‘.

Im Gegenteil, wenn Du fühlst, daß Du als Gelehrter allen nützlich sein kannst, so gehe auf die Universität, und behalte so viel von Deinen Mitteln, als Du dafür nötig hast. Nicht die Verteilung des Gutes ist notwendig und nicht das Anziehen des Bauernkittels: All das ist bloß Buchstabe und Formalität. Notwendig und wichtig ist bloß Deine Entschlossenheit alles zu tun um der tätigen Liebe willen, alles, was Dir möglich ist, was Du selbst aufrichtig als in Deiner Kraft stehend anerkennst. Alle diese Bemühungen sich zu ‚vereinfachen‘ — sind ja doch nur Verkleidungen, die das Volk vor uns herabsetzen und einen selbst erniedrigen. Ihr seid alle zu ‚kompliziert‘, um Euch zu ‚vereinfachen‘, ganz abgesehen davon, daß schon Eure Bildung allein Euch hindert, zum Bauern zu werden. Hebt lieber den Bauer bis zu Eurer Bildung empor! Seid nur aufrichtig und treuherzig; das ist besser wie jede ‚Vereinfachung‘. Vor allen Dingen aber schreckt Euch nicht selbst, sagt nicht: ‚einer ist keiner‘ und ähnliches. Jeder, der aufrichtig die Wahrheit sucht, ist schon furchtbar viel.“

Eine Gefahr birgt solche Absage an den Buchstabenglauben und die moralische Gesetzhaltigkeit nicht, wenn sie wirklich dem Glauben entstammt, denn der Glaube ist Leben und Kraft und treibt uns ohnehin vorwärts, „ein Ruhelassen kann der Glaube nur dem werden, bei dems nur Erkenntnis ist.“ (Blumhardt).

Im Uebrigen aber bleibt es dabei, daß dieses Ernstmachen mit dem Ideal im persönlichen Leben eine besonders wichtige Aufgabe ist. Tolstoj schreibt einmal in seinen Briefen: „Es gibt nur eine Art wirksamer Propaganda, das ist die Reinheit unseres eigenen Lebens.“ Gerade wenn wir den Arbeitern eine Wahrheit bringen möchten, die noch höher ist als der Sozialismus, und über ihn hinausführt, so wird uns das am besten gelingen, wenn sie in uns selbst etwas von dieser Wahrheit spüren, durch die Kraft unseres Lebens von ihr berührt werden. Nicht Theorien und Erkenntnisse, sondern nur das Leben selbst zeugt wieder Leben.

Die Propaganda des reinen Lebens ist auch das Einzige, was uns, namentlich der Arbeiterschaft gegenüber dispensieren kann von der „Propaganda der Tat“, der mit persönlichen Opfern und persönlicher Hingabe geführte Klassenkampf um „die Menschheit, wie sie sein sollte“, gibt uns allein das Recht, nicht teilzunehmen am Kampf der Klasse um die Macht.

Ich bin am Schluß. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Zukunft vor auszuschauen. Sie ist heute in mancher Beziehung düster genug. Neben dem Neuerwachen göttlicher Kräfte erleben wir auch eine furchtbare Entfesselung aller dämonischen Gewalten, es ist, als ob der Satan, wenn einmal sein Reich ernstlich bedroht ist, auch seine letzten Truppen ins Feld führte; und es ist möglich, daß in den nächsten Zeiten nicht die Mächte des Guten siegen, und daß wir vorerst durch eine Zukunft schrecklicher und zerstörender Kämpfe hindurch müssen; das alles kann uns nicht hindern, unsere Arbeit zu tun, für das einzustehen, was wir für recht halten, und zu glauben, daß in irgend einer Zukunft unser Wirken, auch wenn es in aller nächster Zeit vergeblich sein sollte, und zunächst der schlimmste Gewaltgeist siegt, Frucht tragen werde. „Wohl werden Regen und Tau und unfruchtbare und fruchtbare Jahre gemacht durch eine uns unbekannte und nicht unter unserer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigentümliche Zeit der Menschen, die menschlichen Verhältnisse machen nur die Menschen sich selber. ... Ob jemals es uns wieder wohlgehen soll, das hängt ganz allein von uns ab; und es wird sicherlich nie wieder ein Wohlfühlen an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen und insbesondere, wenn nicht jeder Einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirkt, als ob er allein sei und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe“ (Fichte). Wir sind immer noch, heute ganz besonders, in der Situation, die der geniale Fr. A. Lange beschreibt in den Schlußsätzen seiner Geschichte des Materialismus, mit denen auch ich diese Betrachtungen schließen will: „Wohl wäre es der schönste Lohn abmattender Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten, und die Schätze der Kultur unverfehrt in die neue Epoche hinüberzuretten; allein die Aussicht hierzu ist gering, und wir können es uns nicht verhehlen, daß die blinde Leidenschaft der Parteien im Zunehmen ist, und daß der rücksichtslose Kampf der Interessen sich mehr und mehr vor dem Einfluß theoretischer Untersuchungen verschließt. Immerhin wird unser Streben nicht ganz umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht, zu schweigen, weil er weiß, daß ihn für jetzt nur wenige hören werden.“

Dr. Max Gerwig.